Der Scheerenschleifer.

Vierter Band.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Der Scheerenschleifer.

Roman

von

Eugen Chavette.

Autorisirte Uebersetzung.

Vierter Band.

Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1876.

Druck von G. Gistel & Co., Wien, Augustinerstraße 12.

Erstes Capitel.

Unsere Leser dürften schon etwas gespannt sein, die weitern Schicksale de Caujol's zu erfahren, den wir mit seinem Diener Labranche im unterirdischen Kerker, mit Fluchtplänen beschäftigt, verlassen haben. Wir sehen uns jedoch gezwungen, ehe wir diese wohlberechtigte Neugier befriedigen, über die weitere Entwicklung der Ereignisse in dem nun dichtbevölkerten Hause Surcot's noch Einiges zu berichten.

Man kann sich leicht vorstellen, welche stille Wuth den Koloß verzehrte, der sich mit einem Male in dieser Behausung, in welcher er seit vier Jahren einer unumschränkten Freiheit genossen hatte, in so ausgiebiger Weise überwacht sah.

Jetzt fühlte er sich seinerseits wie in einem Käfig gefangen, und wie ein in solche Lage gerathenes wildes Thier grollte er dumpf vor sich hin.

Auf sein jedesmaliges Stöhnen beeilten sich die zuvorkommenden Vettern, sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

„Sind Sie etwa leidend, guter Lebic?"

„Pflegen Sie sich doch, werther Freund!"

„Erhalten Sie sich unserer Liebe."

Und der Riese, welcher es sich nicht verhehlen konnte, daß hinter all' dieser Artigkeit eine ernstliche Gefahr für ihn verborgen war, that gleichwohl, als ob er dies Alles für echte Münze nähme und brach dann stets in ein Lachen aus, bei welchem er seine vor Wuth knirschenden Zähne zeigte.

„Hol' sie der Teufel!" dachte er bei sich; „wenn das noch lange so fortgehen sollte, müßte ich vor Wuth bersten."

Als endlich die Nacht hereinbrach, wurde seine Unruhe größer und auch sichtbarer.

„Wenn nur die Kameraden heute Nacht nicht kommen!" dachte er; „die würden in eine schöne Patsche hineingerathen!"

Da sie ihn in solcher Aufregung sahen, verdoppelten die Vettern ihre zarten Aufmerksamkeiten für ihn.

„Gefährden Sie nur Ihre Gesundheit nicht."

„Die Nachtluft ist einer Constitution, wie die Ihrige, schädlich."

„Gehen Sie doch zu Bett, vortrefflicher Freund."

Dieser Rath hatte Lebic's Beifall. In seiner Mansarde würde er doch wenigstens allein sein, und ungestört über die Mittel nachdenken können, wie er aus diesem Wespenneste entkommen dürfte.

„Ja, meiner Treu!" meinte er, „ich fühle mich etwas schwach; ich will zu Bett gehen, wenn Ihr mir es gestattet, Bürger."

„Wir bitten Sie ja darum," riefen sie im Chorus.

Hierauf geleiteten Alle in Procession den Riesen

bis an die Thür seiner Kammer, und dann ergingen sie sich in den zärtlichsten Wünschen für seine gute Nachtruhe.

Endlich befand er sich allein.

„Ja, das brächte mich um," wiederholte der Galgenvogel immer wieder, indem er sich mit einer ganzen Sturmfluth von Flüchen, vor welchen selbst ein Matrose sich entsetzt haben würde, Luft machte.

So wartete er, unbeweglich auf sein Lager gestreckt und seinen wuthschnaubenden Gedanken nachhängend.

„Ah! wenn ich vorige Nacht nur eine Ahnung davon gehabt hätte, daß der verwünschte Muscadin nicht schlief . . . . . er würde mir wahrlich jetzt nicht mehr hinderlich im Wege stehen," wiederholte er immer wieder.

So verstrichen Eine nach der Andern die Stunden der Nacht.

Endlich herrschte vollkommene Stille im Hause.

Gegen drei Uhr Morgens stand er ganz leise auf und blieb barfuß.

„Sie schlafen Alle; schleichen wir uns jetzt in den Keller," sagte er zu sich, indem er seine Thür mit der größten Vorsicht öffnete.

So trat er auf den Gang hinaus.

Man kann sich einen Begriff von dem fürchterlichen Anfalle unterdrückter Wuth machen, welche den Koloß schüttelte, als er beim dritten Schritte schon aus der Finsterniß fünf freundliche Stimmen erschallen hörte, welche ihn fragten:

„Befinden Sie sich etwa schlimmer, Barassin?"

„Erkälten Sie sich nur nicht, Barassin!"

„Nur keine Unvorsichtigkeit, Barassin!"

„Kehren Sie um; gehen Sie wieder hinein, Barassin!“

Hiebei erfaßten ihn zehn kräftige Arme, welche ihn in das Zimmer zurückstießen und die Thür wieder schlossen.

Ihm war, als müßte er einen Schlaganfall bekommen. Er fühlte, wie die Wuth ihm das Blut gewaltig tobend nach dem Kopfe trieb und vor Zorn und Schrecken förmlich stammelnd, brummte er:

„Am Tage Lebic ...... des Nachts Barassin ...... Hole sie der Teufel! Diese Leute kennen mich ganz genau ...... Tausendmillionen Schwerenoth! was haben die mit mir vor? ...... O! wie wohl würde ich daran gethan haben, wenn ich den Zierbengel umgebracht hätte!!!“

Den nächsten und die darauffolgenden Tage mußte er das Leben in gleicher Weise ertragen. Seine Wächter hatten den Dienst als seine Ehrenwache vollständig organisirt. Abwechselnd überwachten sie in einander ablösenden Abtheilungen von je fünf Mann Tag und Nacht den armen Lebic. So war den Uebrigen auch Zeit zur Ruhe und Erholung gegönnt.

Mittlerweile hatten sie auch in dem Keller gesucht, gegraben und gewühlt, ohne daß es ihnen gelungen wäre, den geheimen Eingang oder das Versteck des Schatzes zu entdecken.

Jeden Morgen ließ Yvon den Riesen zu sich kommen, um etwaige Enthüllungen, welche zu machen er bereit sein dürfte, entgegenzunehmen.

„Wohlan, Lebic! was hast Du mir mitzutheilen?“

Der Spitzbube sah ihn erstaunt an.

„Zum Teufel! was sollte ich Ihnen mitzutheilen haben?“ rief er auf die Frage aus.

„Warum zum Beispiel hast Du mich, nachdem ich in den Hinterhalt der Rue de Seine gefallen war, halbtodt aufgehoben, um mich in dieses Haus zu tragen?“

„Ich? Das ist einmal eine Ausgeburt Ihrer Phantasie! Wie konnten Sie aber auch auf diesen Einfall kommen? Eines Morgens fand ich Sie an unserer Thür in Ihrem Blute liegend, und die Patronin befahl mir, Sie hereinzubringen .... Das ist Alles, was ich gethan habe.“

„Aber ich habe es ja von Dir selbst erfahren, daß Du mich von dem Pflaster der Rue de Seine aufgehoben hast. Weißt Du? durch Deine Gewohnheit ganz laut mit Dir selbst zu sprechen, wenn Du Jemanden durch Dein Betäubungsmittel eingeschläfert glaubst, hast Du mir es neulich, als Du mich des Nachts auskleidetest, verrathen. In jener Nacht, wo wir, Madame Surcot und ich, Dir zu jener Schaustellung dienten, deren Zweck und Ziel ich gerne kennen würde.“

Hierauf fing Lebic zu lachen an und antwortete:

„Ah! ja wohl! Wie es scheint wollen Sie sich das nicht ausreden lassen? Es ist eine förmliche fixe Idee von Ihnen, daß ich Sie Beide betäubt neben einander in's Bett gelegt und hierauf wie zwei merkwürdige Thiere zur Schau gestellt habe. Weil Sie das nach dem genossenen Weine geträumt haben, glauben Sie auch, es sei wahr.“

„Also willst Du nichts gestehen?“

„Aber was verlangen Sie denn, daß ich Ihnen gestehen sollte? Sie erzählen mir da eine Menge ungereimter Dinge, die ich durchaus nicht verstehen kann.“

„So lass' Dir Zeit, sie verstehen zu lernen, mein Freund. Wahrscheinlich dürfte Dein Begriffsvermögen schon morgen etwas entwickelter sein.“

Aber am nächsten Tage gab Lebic auf dieselben Fragen auch wieder die gleichen Antworten, so daß am zehnten Tage Yvon, endlich die Geduld verlierend, zu ihm sagte:

„Ich habe einen Einfall.“

„Und dieser wäre?“

„Dich nämlich in irgend einem Winkel aufhängen zu lassen, um zu sehen, ob Du nicht, mit dem Stricke um den Hals, plötzlich das Bedürfniß fühlen wirst, mir Deine Bekenntnisse zu machen.“

„O! das hieße aber schlecht an dem armen Lebic handeln, von dem Sie behaupten, daß er Ihnen, indem er Sie von dem Straßenpflaster aufhob, das Leben rettete.“

„Nein, nein, das wird nicht Lebic sein, den ich in Deiner Person aufhängen lassen werde ..... Gott behüte mich davor! Der Gehängte ist dann ein Anderer.“

„Wer denn?“

„Ein gewisser Barassin.“

„Ah! ja! das ist wieder eine andere dieser Einbildungen!! Ich zerbreche mir beständig den Kopf darüber, herauszufinden, warum Sie und Ihre Freunde

mich Barassin nennen? Was hat das für einen Sinn? Wer ist das, Ihr Barassin?"

„Wirklich? wirklich wahr? Du kennst Ihn gar nicht?"

„Auf Ehrenwort!" rief der Diener, mit stolzem Selbstbewußtsein.

„Also um so besser! Mache ja seine Bekanntschaft nicht; denn ich glaube gewiß, daß wir an dem Tage, wo wir ihn erwischen, die Welt von einem Erzhalunken befreien werden."

Der Riese hörte diese Rede mit einer so durch und durch erstaunten Miene an, daß de Beralec in seiner Ueberzeugung, Lebic und Barassin seien ein und dasselbe Individuum, wankend wurde.

Wohl war Lebic sehr erschrocken, als er Herrn de Montesquiou mitten in seinem, in bretagnischer Mundart geführten Gespräche den Namen Barassin aussprechen gehört hatte; auch waren von dem Abbé die ungeheuern Füße Lebic's als ganz ähnlich denjenigen des ehemaligen Galeerensträflings, welcher in der Conciergerie den Kerker der Königin gefegt hatte, befunden worden; aber sonst besaß auch Yvon keine weitern Beweismittel.

Weder de Beralec noch Lebic hatten eine Ahnung davon, daß sie vor Jahren schon, in der fernen Bretagne, wenn auch nicht gerade beisammen gewesen waren, so doch sich unter einem Dache befunden hatten. Als der vorgebliche Graf von Barassin in der Hütte Guéneuc's Helenen den Tod der Königin geschildert, hatte er nichts davon gewußt, daß Yvon in dem Verstecke des Bauers

verborgen war, und er entfloh, indem er den Wagen des Hausirers stahl, ohne daß de Beralec seinerseits die Möglichkeit gehabt hätte, ihn zu sehen. Nur Helene, welche mit Barassin beisammen gewesen war, hätte den Schurken erkennen können. Aber Yvon dachte gar nicht mehr an Helenen, an jene liederliche Frauensperson, die ihre Schande öffentlich zur Schau trug. Wenn manchmal trotz der innigen Liebe, welche er für Lauretten empfand, dennoch die Erinnerung an Fräulein de Valleran in ihm auftauchte, so wurden diese Gedanken stets von dem tiefen Gefühl der Verachtung, das er für sie hegte, sofort erstickt.

Demnach befand sich also der Chevalier nicht in der Lage, behaupten zu können, daß Lebic und der ehemalige Galeerensträfling eine und dieselbe Person seien, und die Kaltblütigkeit und Frechheit Lebic's waren durchaus nicht geeignet, ihn in seinem Bestreben, sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, durch irgend welche Anhaltspunkte zu unterstützen.

„Ich bedauere, daß Du jenen Barassin nicht kennst," sagte er in Fortsetzung seines Verhörs.

„Warum?"

„Weil Du ihn sonst benachrichtigen könntest, daß er sich gefaßt machen müsse, an dem Tage, wo endlich meine Geduld reißen würde, an einem Strickende zu baumeln."

„Geben Sie mir seine Adresse und ich will gehen, es ihm zu sagen," entgegnete der Diener, ohne dieser Drohung gegenüber das mindeste Zagen zu verrathen.

„Also hast Du mir durchaus nichts mitzutheilen, nichts zu gestehen?“ drängte Yvon.

„Sind Sie aber eigensinnig! Ich habe Ihnen heute eben so wenig als gestern oder vor zehn Tagen etwas mitzutheilen ...... Ah! doch. Der Wind hat sich diese Nacht gedreht, wir werden ohne Zweifel im Verlaufe des Tages Regen bekommen.“

„Geh', geh'! denke nur nach. Vielleicht wirst Du doch bis morgen etwas Neues mir mitzutheilen gefunden haben.“

„Also, auf Wiedersehen morgen,“ sagte, das Zimmer verlassend, der Galgenvogel, welcher an der Thür von seiner Leibgarde erwartet wurde.

Im Grunde genommen, dachte de Veralec gar nicht daran, seine Drohung auszuführen. Zunächst schon darum nicht, weil er in Lebic einen kühnen und verhärteten Schurken erkannte, von dem nicht zu erwarten war, daß ihn die Furcht nachgiebig machen würde. Ferner aber auch darum, weil ihm außer der Person des Banditen kein anderes Mittel zu Gebote stand, um endlich vielleicht doch an Jene zu gelangen, welche Lauretten eigentlich bedrohten, an jene Unbekannten, welche wie er nach dem Schatze jagten und ihn, eben so wie er, bis jetzt nicht gefunden hatten. Darum auch that er aus Vorsicht dem Riesen gegenüber des Schatzes mit keinem Worte Erwähnung. Wenn dieser von dem Vorhandensein der vergrabenen Millionen nichts wußte, zu welchem Zwecke konnte es dann dienen, ihm dies zu verrathen? Er drängte daher den Diener beständig

wegen der Geständnisse, ohne ihm deren Richtung genauer zu bestimmen.

Und durch volle vierzehn Tage war Lebic zu keinem Bekenntnisse zu bringen.

Die zwanzig Männer des Abbé hatten keinen Winkel des Hauses undurchsucht gelassen.

Nirgends war eine Spur des Schatzes zu finden.

Es war ausgemacht: er konnte nicht im Hause der Parfumeriehändlerin verborgen sein.

Aber eben so wie die Millionen sich all' seinen Nachforschungen entzogen, war de Beralec auch nach einer andern Richtung in seinen Bemühungen nicht glücklicher. Der geheime Eingang, durch welchen die Spießgesellen Lebic's in das Haus gelangten, war ihm unauffindbar, und jene hatten sich auch nicht wieder sehen lassen.

Sollte etwa der Riese, trotz der unausgesetzten Ueberwachung, der er unterworfen war, dennoch ein Mittel gefunden haben, seine Kameraden von der in dem Hause eingerückten Verstärkungsmannschaft zu benachrichtigen?

Die Hilfstruppe des Chevaliers, aufgereizt durch das halsstarrige Schweigen des Banditen und wüthend über die Fruchtlosigkeit ihrer Nachforschungen, hörte daher auch nicht auf, Yvon beständig zu wiederholen:

„Damit man doch nicht sagen könne, wir seien ganz umsonst hier gewesen, so lass' uns wenigstens den Lebic aufhängen."

„Nein," entgegnete de Beralec, „warten wir noch. Die List muß ihn in unsere Hände liefern. Wir müssen

nur Umstände herbeizuführen trachten, welche sein Mißtrauen nicht wecken; denn der Halunke ist gar gerieben."

So verstrich die Zeit.

Jeden Morgen, wenn Yvon ihn fragte, ob er ihm nichts zu sagen habe, gab ihm Lebic Nachricht über's Wetter oder über sein Befinden. Der Chevalier bekämpfte seine wüthende Lust, dem Schurken den Garaus zu machen; denn er sah ein, daß nur dieser, mochte es nun willkürlich oder unwillkürlich sein, ihn auf die richtige Spur bringen konnte.

Mehrmals schon war der Abbé gekommen, sich nach den unauffindbaren Millionen zu erkundigen, deren Ausbleiben er schmerzlich empfand. Fouché war bereits, wie er es im Voraus angekündigt hatte, zum Minister ernannt worden, und nun also die Stunde gekommen, wo sich Herr de Montesquiou mit vollen Taschen zu diesem Manne hätte begeben sollen, der, je nachdem man sich ihm gegenüber stellen würde, entweder ein mächtiger Bundesgenosse oder ein unerbittlicher Feind der royalistischen Partei sein dürfte.

Yvon jedoch vermochte der fieberhaften Ungeduld des Abbé keine beruhigenden Hoffnungen zu bieten.

Aber auch Lebic hatte seinerseits erkannt, daß seine Lage unerträglich zu werden anfing. Er suchte nach einem Mittel, die ununterbrochene Wachsamkeit seiner Hüter zu täuschen, um dann zu entfliehen.

Eines Tages endlich erschien er bei seinem allmorgentlichen Verhöre in Festtagskleidern.

„Aber Du strahlst ja heute in ganz besonderem

Glanze. Aus welcher Veranlassung?" fragte Yvon erstaunt.

„Sie wissen also gar nicht, was morgen für ein Namenstag ist?" versetzte der Koloß.

De Veralec sah den republikanischen Kalender nach, aus welchem, wie man weiß, die Namen der Heiligen entfernt und durch die Benennungen verschiedener Gemüse, Thiere u. dgl. ersetzt worden waren.

„Ah, so! morgen ist der heilige Bocksbart! Du hast demnach wohl eine besondere Verehrung für dieses Gemüse, Freund Lebic?" rief der junge Mann.

„Ja wohl, jetzt ist's der Namenstag des Bocksbart; aber unter der alten Regierung war es das Fest des heiligen Laurentius, des Schutzheiligen der Patronin."

„Wie? es ist der Namenstag der Madame Surcot?"

„Laurentius oder Laurenzia, das ist ein und dasselbe. Ich will ihr daher auch meine Gratulationen darbringen, um ein gutes Trinkgeld zu bekommen. Das ist der Grund, warum ich meinen guten Decadenrock angelegt habe," meinte der Diener lachend.

Auf diese Neuigkeit gerieth das ganze Haus in Aufruhr, und hinter Lebic kamen noch einundzwanzig lustige Bursche mit ihren Glückwünschen. Während ihrer ganzen Lebenszeit waren die Wangen der jungen Witwe nicht so viel geküßt worden, als an diesem Tage.

Die Stunden bis zum Diner vergingen in den Vorbereitungen zu einem großen Festessen, mit welchem der Namenstag des Schutzheiligen im Voraus gefeiert werden sollte. Unter beständiger Begleitung seiner Wächter

stieg auch Lebic in den Keller hinab, um die hinter den Holzblöcken liegenden Flaschen der besten Sorte zu bezeichnen.

Während man die Körbe füllte, benützte der Diener einen unbewachten Augenblick, um eine Flasche einzustecken, welche er auf dem Fasse vergessen zu haben glaubte. In der Meinung, sein Betäubungsmittel wieder vorgefunden zu haben, murmelte er:

„Schade, daß es nicht hinreichend für die ganze Gesellschaft ist; wie gern hätte ich all' diese Kerle eingeschläfert!"

Ganz froh drückte er die kleine Flasche an sein Herz, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie nur mit reinem Wasser gefüllt war, welches Yvon, die Flasche mit dem Narcoticum an sich nehmend, in jene gegossen hatte.

Endlich kam die Stunde des Gelages, und alle Tafelgenossen tranken so oft und so viel auf die Gesundheit Laurettens, daß gar bald die Zungen lahm, die Köpfe schwer wurden und Aller Augen verdächtig blinkten.

Das Bedürfniß des Schlafes stellte sich unverweilt bei Allen ein, und dann begleiteten die fünf dienstthuenden Leibgardisten lärmend und wankenden Schrittes Lebic nach seiner Mansarde hinauf. So weinselig jene auch waren, konnten sie dennoch im Vergleiche mit dem Koloß noch nüchtern erscheinen; denn sie mußten diesen, der mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit Allen Bescheid gethan hatte, beim Gehen förmlich unterstützen. Wie eine leblose Masse warfen sie ihn auf sein Bett, wo er auch sofort einschlief.

Hierauf zog sich Jeder in sein Quartier zurück.

Nach und nach war die vollkommenste Ruhe im Hause hergestellt.

Dann erhob sich Lebic, ohne eine Spur von Trunkenheit zu verrathen, stramm und sicher auftretend, von seinem Lager, und lächelnd murmelte er in den Bart:

„Sie waren besoffen wie die Schweine, und müssen jetzt schlafen wie die Klötze. Wie ich glaube, dürfte ich nie eine bessere Gelegenheit finden, aus diesem verwünschten Hause zu entwischen, wo gewiß früher oder später ein böses Schicksal meiner harrt.“

So wie er es in der ersten Nacht seines Hausarrestes gethan hatte, öffnete er ganz leise seine Thür und trat vorsichtig in den Gang hinaus. Anstatt der spöttischen Begrüßungen, welche ihn damals empfangen hatten, herrschte jetzt auf dem Treppenplatze die tiefste Stille.

„Dessen war ich ganz sicher! Meine gewöhnliche Leibwache hat mich für todtbetrunken gehalten und ist schlafen gegangen. Ah! Was die morgen für lange Gesichter machen werden, wenn sie den Vogel ausgeflogen finden!“ dachte er vergnügt, als er, seine Schuhe in der Hand, barfuß die Treppe hinabstieg, welche gleichwohl unter der Last seines Körpers knarrte.

Die glückliche Aussicht der nahen Befreiung verlieh ihm eine derartige Heiterkeit, daß er sich über sich selbst lustig machte.

„Wie wohl habe ich doch daran gethan, daß ich nicht Tanzmeister geworden bin; denn es fehlt mir

wirklich hiezu an der Leichtigkeit des Körpers," sagte er zu sich.

So schritt er langsam im Dunkeln weiter und fand mit Sicherheit seinen Weg in dem Hause, das er so genau kannte.

„Binnen Kurzem werde ich bei den Kameraden sein," murmelte er vor sich hin, da er das Erdgeschoß erreicht hatte.

Als er die Fallthür des Kellers aufhob, stieß er einen Seufzer des Bedauerns aus:

„Schade! ewig Schade! daß es mir durchaus an Zeit fehlt! Es würde mir ein wirkliches Vergnügen bereitet haben, diese Saukerle, welche mich während eines ganzen langen Monates so fürchterlich gequält haben, Einen nach dem Andern im Schlafe zu erwürgen. Bah! wir wollen hoffen, daß ich noch Gelegenheit finden werde, meine Revanche zu nehmen."

Sich dieser tröstlichen Hoffnung hingebend, betrat er die Treppe des Kellers und schloß die Fallthür hinter sich.

„Endlich!" rief er aus, „gute Nacht! meine lieben Muscadins . . . . betet zu Gott, daß ihr den Lebic nicht wieder sehen möget; denn an dem Tage dürfte es euch gar schlecht gehen!"

Jetzt, wo er sich sicher fühlte, nicht mehr überrascht zu werden, blieb er am Fuße der Treppe stehen.

„Hier," sagte er, „ist es nothwendig, daß ich genau sehe, um die Feder in Bewegung zu setzen."

Er nahm nun Feuerstein, Stahl und Zunder aus der Tasche und hatte rasch genug sein Licht angezündet.

Dann ging er, die brennende Kerze in der Hand, in den zweiten Keller ..... aber in dem Augenblicke, wo er denselben betrat, wurde er, wie es auch einen Monat vorher geschehen war, plötzlich beinahe taub gemacht von dem Geschrei heiterer Stimmen, welche ihm zuriefen:

„Schau! da ist Lebic! Da ist Barassin! Ah! wie liebenswürdig, daß er gekommen ist, uns Gesellschaft zu leisten! Nein, wahrlich! ein solches Glück haben wir zu hoffen nicht gewagt!!“

Lebic war nämlich in dem Netze gefangen worden, welches er seinen Gegnern gelegt zu haben glaubte. Mit derselben Geschicklichkeit, mit welcher er den Rausch simulirt, hatten auch seine Gegner sich betrunken gestellt. Jetzt würde er, von seinen Feinden umringt, erklären müssen, wie so er mitten in der Nacht so ruhig und so festen Schrittes in den Keller hinabsteige, nachdem er nur drei Stunden zuvor so vollständig vom Weine berauscht gewesen war, daß man ihn hatte zu Bett bringen müssen.

Yvon hatte seine Gelegenheit abgewartet und sie auch richtig gefunden. Schon seit dem Augenblicke, wo der Schurke festlich geschmückt bei ihm erschienen war, hatte es de Beralec geahnt, daß jener diese Veranlassung zu irgend einem Rettungsversuche für sich benützen würde. Demgemäß hatte auch der Chevalier seinen Gefährten den Befehl ertheilt, sich den Anschein zu geben, als ob sie in die ihnen von dem Halunken gelegte Falle gingen.

So erwarteten sie nun schon seit zwei Stunden

in völliger Finsterniß die Ankunft Lebic's, in der festen Ueberzeugung, daß der Bandit, sei es um seinen Spießgesellen den Einlaß zu gestatten, sei es, um selbst die Flucht zu ergreifen, kommen würde, jenen Verbindungsgang zu öffnen, welchen de Beralec und seine Leute bisher vergebens gesucht hatten. Der Erfolg war ein vollständiger . . . . . mit Ausnahme einer Einzelheit jedoch. Sie hatten nämlich geglaubt, daß der Koloß im Finstern zu dem Ausgange schleichen würde; während er, ihren Erwartungen entgegen, die Kerze angezündet hatte, durch welche er, wenn sie nicht, den Flüchtling umringend, diesem zuvorgekommen wären, sie selbst entdeckt haben würde.

Als er sich überrascht sah, fand Lebic im Augenblicke den Anschein der Trunkenheit wieder.

„Donnerwetter!" sagte er zu sich, „da bin ich noch glücklich davon gekommen! Wenn sich diese Tölpel ruhig in einem Winkel verhalten hätten, würde ich ihnen das ganze Geheimniß verrathen haben!"

Der Riese sah nicht ein, daß die brennende Kerze, welche er in der Hand hielt, die einzige Ursache war, die seine Aufpasser bestimmt hatte, sich bemerkbar zu machen.

„Ei! ei!" meinte er mit schwerer Zunge, „wie es scheint, haben die Bürger denselben Einfall gehabt wie ich."

„Und welcher war denn Dein Einfall, Gevatter?" fragte Yvon.

„Nach einem leider nur kurzen Schlafe bin ich mit einem so dicken Geschmack im Munde und einer derart

ausgetrockneten Kehle erwacht, daß ich mir sofort sagte: das ist der Pips; ich darf es nicht schlimmer werden lassen; daran sterben die Hühner. Sofort fiel mir auch ein, daß eine Flasche feinen Weines ...... ganz frisch ...... noch nicht verraucht ...... am Ende das beste Mittel gegen den Durst sei."

„Also bist Du herabgekommen, um das kleine Fest ganz allein fortzusetzen, wie ein wirklicher Egoist ...... anstatt auch uns davon zu verständigen?" meinte Saint-Rejean, der Einer von der Wache war.

„Aber ich sehe ja, daß es ganz überflüssig gewesen wäre, Euch zu verständigen, da Ihr mir doch zuvorgekommen seid. Ihr seid eben so wie ich: je mehr Wein ich trinke, desto durstiger werde ich ...... darauf muß man stets Rücksicht nehmen," versetzte der Riese mit seinem schallenden, von dem Schluchzen des Berauschten unterbrochenen Gelächter.

„Ja, ja, Lebic ist ein wirklicher Heilkünstler; wir wollen trinken!" rief die ganze Bande heiter aus.

Umgestürzte Fässer dienten nun als Tische, und die guten alten Weine Surcot's wurden wacker in Angriff genommen. Eine Stunde lang folgten die Flaschen einander mit solcher Schnelligkeit, daß endlich die Trinker in ihren Leistungen etwas erlahmten. Es war deutlich, daß man nicht mehr mit rechter Lust trank. Gewiß würde der Erste, welcher sich als überwunden erklärte, die ganze Bande mit sich fortreißen, die Waffen zu strecken.

„Basta!" rief Saint-Rejean, „ich habe genug; ich gehe in mein Bett."

Sodann stieg er die Treppe hinauf und kehrte in die Wohnräume zurück.

Sehr bald fand sein Beispiel Nachahmung und Einer nach dem Andern verließen die Betrunkenen ihre Plätze, um auf ihre Zimmer zurückzukehren und in's Bett zu gehen.

Endlich blieben nur noch Yvon und der Riese zurück.

„O! o!“ dachte Lebic bei sich, „die Sachlage gestaltet sich etwas günstiger für mich. Der Geliebte der Patronin sieht mir ganz so aus, als ob er schon anständig voll wäre, und wir sind allein mitsammen. Wie wär's, wenn ich ihn umbrächte? ...... dann könnte ich ungestört Reißaus nehmen.“

Während des ganzen bachantischen Gelages hatte der Schurke, anstatt zu trinken, seinen Wein in den Sand des Kellers fließen lassen. Daher besaß er auch noch seine vollständige Kaltblütigkeit. Und gerade dieser Umstand war es, der ihn davon abhielt, die Ausführung dieses Meuchelmordgedankens zu versuchen.

Außerdem, daß er sich noch sehr wohl jener ungewöhnlichen Körperkraft erinnerte, von welcher der junge Mann ihm einen so unvergeßlichen Beweis gegeben hatte, bemerkte er auch plötzlich die Schäfte zweier in dem Gürtel Yvon's steckender Pistolen, als nämlich dieser, wahrscheinlich durch die Trunkenheit etwas erhitzt, jetzt sein Unterkleid öffnete.

„Ah!“ dachte er, „eine solche Faust und auch noch Pistolen .... übereilen wir uns ja nicht. Der Muscadin ist noch immer nicht betrunken genug, als

daß man so einen Versuch bei ihm wagen könnte. Warten wir lieber, bis er etwas schwerer geladen haben wird.“

Der Himmel schien den Anschlägen des guten Lebic günstig zu sein; denn alsbald begann Yvon zu lachen und sagte:

„Ha! alter Freund; was hältst Du von diesen vorgeblichen Trinkern, welche das Schlachtfeld mitten im Kampfe feige verlassen?“

„Pfui! pfui!“ machte der Riese verächtlich, „das sind saubere Trinker! Bei der zweiten Flasche schreien sie schon nach der Mutter! . . . . . wie die Schulbuben! etwa anders?“

„Nicht wahr? Nur wir zwei sind wackere Leute. Daher habe ich auch große Lust, da ich Dich einmal festhalte, Dich einen kleinen Streich, den Du mir gespielt hast, entgelten zu lassen.“

„Der Teufel!“ dachte der Diener bei sich, „was hat er denn mich entgelten zu lassen? Sollte er etwa gar mit seinen Pistolen etwas vorhaben?“

Aber seine Befürchtungen verbergend, fragte er lächelnd den jungen Mann:

„Welchen Streich?“

„Es ist erst einen Monat her, daß Du mich einen Weichling genannt hast, weil mir ein Glas Wein in den Kopf gestiegen war“ . . . .

„Und was weiter?“

„Nun, jetzt wo ich wieder gesund bin, will ich Dir zeigen, daß ich in dem Wettkampfe auf Flaschen Niemanden fürchte.“

„Ei! ei! er geht ganz von selbst in's Garn," dachte Lebic mit Befriedigung.

Und um die Eitelkeit Yvon's noch mehr aufzustacheln, fügte er, mit zweifelnder Miene den Kopf schüttelnd, hinzu:

„O! Sie fürchten Niemanden? ..... das ist leicht gesagt ...... so was muß man beweisen."

„Also schlage ich Dir eine Wette vor," sagte der Chevalier mit dem ganzen Ernste eines Betrunkenen.

„Was für Wette?"

„Ich wette, daß Du, ehe zwei Stunden um sind, zu Tode betrunken hier auf dem Sande des Kellers liegen wirst."

„Glaubst Du etwa, daß ich zwei Stunden zu verlieren habe? Nein, ehe zwanzig Minuten verstrichen sind, muß ich auf und davon sein," sagte der Bandit zu sich selbst, ganz glücklich über die gute Wendung, welche die Dinge für ihn nahmen.

„Nun denn? Du antwortest nicht? Du fürchtest Dich ...... Du schreckst zurück ...... schwacher Trinker!! ...... Ich fordere Dich heraus, hörst Du? ich fordere Dich heraus!" rief de Beralec, der vor Trunkenheit ganz außer sich zu sein schien.

Aber der Riese spielte den Zaghaften.

„Nein, nein," entgegnete er. „Das ist wohl sehr verführerisch; aber ich verzichte darauf. Sie würden dann morgen zu sehr aufgebracht gegen mich sein, weil ich Sie geschlagen habe."

„Du würdest mich schlagen! Du!" brüllte Yvon, tief verletzt in seiner Eitelkeit als Trinker.

„Ja, ich würde Sie schlagen ...... und zwar mit Leichtigkeit ...... denn, ich bedaure, daß ich es Ihnen in's Gesicht sagen muß: Sie haben nicht das Zeug dazu ...... o! nein, Sie besitzen nicht die Kraft.“

„Du bist nichts weiter als ein feiger Prahlhans, kannst nichts als Eibischthee trinken!“

„Ta, ta, ta! ...... das sind Alles nur leere Worte ...... Morgen werden Sie mir es Dank wissen, daß ich so gnädig mit Ihnen verfahren bin.“

„Ah! Du sprichst von gnädig verfahren! ..... Also höre, was ich Dir vorschlagen will ...... Zunächst sage mir, was ist das für Wein, den ich jetzt trinke?“

„Dieser, das ist Beaugency ...... nicht übel dieser Wein ...... Bei mir zu Hause zieht man die Kinder damit auf ...... von dem können Sie immerhin ohne Furcht schlürfen ...... Wenn ich die Gicht hätte, würde ich sie mit Beaugency curiren.“

„Also, Lebic, ist dieser Beaugency ganz ohne alle Wirkung?“

„Ich könnte eher vom Wassertrinken berauscht werden.“

„Sehr wohl. Kannst Du mir aber in diesem Keller einen Wein bezeichnen, den Du als schwer anerkennst?“

„Ah! ja; sehen Sie, in diesem Fasse, das ist Tavel ..... der ist dick zum Schneiden ...... und von einem Feuer! ..... man bedient sich seiner,

um allzu schwache Weine etwas feuriger zu machen ...... Ja, der Tavel, das ist ein schwerer Wein ...... wenn man den trinkt, glaubt man bald genug, daß der Kopf entzwei geht.“

„Also, da Du gar so sehr den Pfiffigen spielst, so höre, was ich, der ich sicher bin, Dich unter den Tisch zu trinken, Dir für einen Vorschlag mache .....“

„Nur zu, ich bin ganz Ohr,“ sagte Lebic, triumphirend, seinen Feind so von selbst in die Falle, welche er seiner Eitelkeit gelegt hatte, gehen zu sehen.

De Veralec fuhr fort:

„Ich wette also, daß ich Dich betrunken mache .... wenn Du nur von dem Beaugency trinkst ...... während ich Tavel hinunterstürze.“

„O! Da würden Sie schön erwischt sein, wenn ich Sie beim Worte nehmen wollte.“

Mit dem Eigensinn der Betrunkenen entgegnete Yvon:

„Ich nehme es zehnmal mit Dir auf! ich fordere Dich heraus!“

„Nicht doch, Bürger! seien Sie vernünftig; gehen Sie lieber zu Bett; das wird besser für Sie sein,“ versetzte der Riese im väterlichen Tone.

„Schafskopf! Feigling! Tölpel! ich kündige Dir also an, daß ich Dir, wenn Du auf meine Herausforderung nicht eingehst, eine Kugel in den Kopf jage,“ schrie der Chevalier, vor Rausch und verletzter Eitelkeit ganz wüthend.

„Ist Der aber betrunken! ist Der betrunken!“ wiederholte in Gedanken Lebic ganz entzückt, indem er

daran dachte, daß er nun auch bald des einzigen Feindes, welcher ihm noch den Weg vertrat, entledigt sein würde.

„Laß hören; nimmst Du die Wette an?“ fragte der junge Mann, den Hahn der einen Pistole spannend.

„Den Teufel auch! ja freilich; da ich Ihnen durchaus das Vergnügen machen muß,“ beeilte sich der Diener zu antworten.

Und in seinem Innern sagte er sich:

„Wenn Du nicht die Pistolen bei Dir hättest, Du unglückseliger Muscadin, würde ich gar nicht meine Zeit damit verlieren, Dich betrunkener zu machen; ich erdrosselte Dich auf der Stelle.“

„Also, komm hieher,“ befahl jetzt Yvon.

„Zu Befehl,“ antwortete Lebic, an das umgestürzte Faß herantretend, welches die Stelle des Tisches vertrat.

„Siehst Du; dieser Krug voll Beaugency, das ist der Deine. Jetzt nimm jenen andern leeren Krug und gehe, mir ihn an dem Fasse dort mit Tavel zu füllen; das wird dann für mich sein.“

„Sie wollen es also? es sei!“ meinte der Riese, welcher auf das den Tavel enthaltende Gebinde losging.

Unterwegs jedoch kam ihm ein Gedanke.

„Halt!“ sagte er sich, „wie, wenn ich ihm außerdem noch das Betäubungsmittel aus dem Fläschchen, welches ich in der Tasche bei mir habe, in seinen Krug gösse ..... es ginge dann nur um so rascher.“

Und während der Krug an dem Hahne volllief, zog er seine Phiole aus der Tasche und mischte deren Inhalt dem Weine bei.

„Da," meinte er, als er den Krug mit Tavel zurückbrachte.

„Gut, jetzt nehmen wir ein Jeder seinen Krug in die Faust und angesetzt!" befahl de Beralec.

„Wie? Krug um Krug?"

„Fürchtest Du Dich?"

„Das ist meine Antwort," meinte Lebic, indem er den Krug mit Beaugency an seine Lippen führte.

Während er seinen Wein durch die Gurgel laufen ließ, beobachteten die Blicke des Riesen seinen trinkenden Gegner, indem er bei sich dachte:

„Krug um Krug! Wohlan! binnen zehn Minuten wird das Bürschlein ganz wacker schnarchen; denn ich habe ihm eine gar nette Portion meines Mittelchens zugegeben."

Dabei ließ er ruhig den Wein durch seine Kehle fließen, in seinen Gedanken fortfahrend:

„Schläft er einmal ..... dann brauche ich ihn auch gar nicht mehr umzubringen. Ich werde der Patronin ihren Liebsten lassen; das soll mein Abschiedsgeschenk sein."

Zu gleicher Zeit setzten Beide die leeren Krüge ab.

„Du siehst, daß ich bis auf die Nagelprobe ausgetrunken habe," sagte der Chevalier, indem er dem Andern seinen Krug hinhielt, um ihm zu beweisen, daß er ihn vollständig geleert hatte.

„Und glauben Sie etwa, daß ich nicht ehrlich das Meinige gethan habe?" fragte der Koloß, die Bewegung seines Gegners nachahmend.

Plötzlich schlug sich Yvon vor die Stirn und rief aus:

„Ah! ich habe ganz vergessen, Dir, ehe wir unsern Wettrunk begannen, einen guten Rath zu geben."

„Das ist sonderbar; man sollte meinen, er sei gar nicht mehr betrunken?" sagte jetzt der Diener zu sich selbst, erstaunt über die plötzliche Veränderung, welche in Haltung und Benehmen seines Feindes eingetreten war.

Der junge Mann hatte eine seiner Pistolen aus dem Gürtel genommen und vertrieb sich die Zeit damit, deren Schloß zu untersuchen.

„Was ist denn das für Rath, den mir zu geben Sie vergessen haben?" fragte der Riese etwas beunruhigt.

„Er bestand darin, Dich darauf aufmerksam zu machen, daß Du es lieber unterlassen solltest, mir von Deinem Betäubungsmittel in den Wein zu gießen, und zwar darum, weil Deine Phiole nur reines Wasser enthält, welches ich bereits vor einem Monate in dieselbe gegossen habe."

Die Sachlage hatte nun für den guten Lebic eine so gänzliche und plötzliche Aenderung erfahren, daß er in der Ueberraschung wirklich kein Wort der Entgegnung finden konnte.

Demgemäß fuhr auch der Chevalier fort:

„Was nun Dein Narcoticum anlangt, habe ich es damals für eine passende Gelegenheit an mich genommen."

Jetzt heftete der Elende seinen glühenden Blick auf Yvon, während er mit einer Stimme, welche vor unterdrückter Wuth förmlich bebte, hervorgrollte.

„Und diese Gelegenheit?"

De Beralec brach in lautes Lachen aus.

„Meiner Treu! ich habe eine solche gefunden! Während Du den Tavel für mich abzogst, ist mir der Einfall gekommen, Dir das Mittelchen in den Beaugency zu mischen, den Du getrunken hast.“

Auf diese Enthüllung stieß Lebic einen fürchterlichen Wuthschrei aus. Seine gewöhnliche Vorsicht ganz außer Acht lassend, trat er zwei Schritte zurück, um mit größerer Gewalt auf seinen Feind losstürzen zu können.

Er wurde jedoch von der auf ihn gerichteten Mündung der Pistole in seinem Anlaufe aufgehalten.

„Noch ein Schritt, und ich schieße Dich nieder, wie einen tollen Hund,“ sprach der Chevalier in einem trockenen Tone, welcher seiner Drohung einen ernsten Nachdruck verlieh.

„Donnerwetter! Himmeldonnerwetter!“ fluchte der Koloß, der, halberstickt von unterdrückter Wuth, bereits die Anwandlungen der Betäubung zu fühlen begann.

„Ach was! schlafe jetzt! Wir werden morgen Früh unsere Rechnung mitsammen ordnen,“ meinte der Chevalier, indem er den Banditen den Wirkungen des Schlaftrunkes überließ.

Hierauf entfernte er sich auch aus dem Keller.

Als er seinen Feind fortgehen sah, unterdrückte Lebic einen Freudenschrei. Nachdem er auch die Fallthüre sich hinter de Beralec wieder schließen gehört hatte, stand er, sich gewaltig schüttelnd, auf, um den unwiederstehlichen Schlaf zu bemeistern.

„Tausend Schwerenoth!“ rief er jetzt aus, „ich

glaube, ich habe dennoch Zeit genug, auf die andere Seite hinüber zu gelangen.“

Wankenden Schrittes ging er nun auf jenen Ausgang zu, welchen der Chevalier mit seinem royalistischen Corps bisher so vergeblich gesucht hatte.

„Dieser holde Zierbengel ist schließlich nur ein Einfaltspinsel, der mir die Möglichkeit geboten hat, zu entfliehen,“ stammelte er, sich an der Mauer aufrecht haltend.

Aber das, was er eine Möglichkeit nannte, war von dem Chevalier wohl vorherberechnet worden; denn dieser hatte sich gesagt, daß in Anbetracht der ungeheuern Dosis des dem Riesen beigebrachten Betäubungsmittels derselbe beinahe unmittelbar vom Schlafe bewältigt werden müsse.

Indem er also Lebic allein gelassen, hatte er darauf gehofft, daß der Riese sofort seinen Weg nach dem geheimen Ausgange nehmen und knapp vor demselben hinfallen werde .... oder etwa auf der Schwelle der von ihm eben geöffneten Thür ...... oder auch bereits in dem Gange, den wieder hinter sich zu schließen, er gewiß nicht die Zeit finden konnte .... mit einem Worte: daß gerade sein Fluchtversuch zu irgend einer Entdeckung führen müsse.

Als er den Keller verlassen, hatte Yvon an dessen Eingange seine Gefährten, die vorgeblich Betrunkenen, wieder getroffen, welche, während ihr Anführer mit Lebic allein beisammen geblieben war, sich auf der Lauer gehalten hatten.

Sie warteten noch fünf Minuten.

„Ich glaube, daß wir wieder hinabgehen können; unser Galgenvogel muß mittlerweile fest entschlafen sein," sagte de Beralec zu seinen Leuten, welche sich mit Laternen versehen hatten.

Der erste Keller war vollständig leer. Als sie aber in den zweiten Keller vordrangen, blieb der Chevalier, welcher voranging, plötzlich stehen und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Ah!" rief er frohen Muths, „hol' mich der Teufel, wenn ich auch nur den leisesten Verdacht darüber hegte, daß sich der vielgesuchte Ausgang an einer solchen Stelle befinden könne!!"

Zweites Capitel.

Wie aber mochte es wohl, während de Beralec den Gauner Lebic in jener Falle fing, welche endlich zu der Entdeckung des so lange vergeblich gesuchten Ausganges führen sollte: wie mochte es mittlerweile de Caujol, dem mit seinem Diener Labranche in den Keller eingesperrten Gefangenen des Scheerenschleifers ergangen sein?

Wir haben ihn gerade in jenem Augenblicke verlassen, als der Lakai im Begriffe war, ihm den Beweggrund bekannt zu geben, welcher den glühenden Wunsch, sich an seinem Weibe zu rächen, in ihm geweckt hatte.

„Also, Meister Labranche," hatte der Graf gesagt, „bist Du verheiratet . . . . . . an eine fünfzig Jahre alte Frau . . . . wie es scheint, giebt sich die gute Frau Labranche, trotz ihres sehr ehrwürdigen Alters,

noch lustigen Streichen hin, welche Deine eheliche Empfindlichkeit verletzen. Das ist es, nicht wahr, was aus Deiner Rede hervorgeht?"

„Ja, Herr Graf."

„Nun, jetzt beginne mit Deiner Erzählung; ich bin ganz Ohr ...... Ah! früher noch eine Frage. Kurz nachdem ich Dich bei meiner Ankunft hier vorgefunden, sagtest Du mir, daß Du schon seit mehr als drei Jahren Gefangener seiest. ..... Rechnen wir nun die langen Monate der Gefangenschaft hinzu, welche wir bereits gemeinschaftlich in diesem Kerker verbrachten, so muß das im Ganzen mindestens vier Jahre geben."

„Ja, ich bin im Monate Mai des Jahres 1795 dem Scheerenschleifer in die Hände gefallen," versetzte Labranche in verzweifeltem Tone.

„Aber," fuhr de Caujol fort, „im December des Jahres 1793, als ich Dir nach der Niederlage der vendéeischen Armee Mutter und Schwester anvertraute, um sie aus der Bretagne nach Paris zu geleiten, hattest Du noch nicht geheiratet."

„Erst zwei Monate nachdem diese Damen auf der revolutionären Richtstätte gestorben waren, also im April 1794, habe ich mich verheiratet."

„Demnach hast Du also höchstens ein Jahr mit Deiner Frau gelebt?"

„Ja, kaum so lange."

„Und hast Du sie geliebt?"

„Nein," versetzte ruhig der Lakai.

Der Graf sah ihn erstaunt an.

„Ah! aber dann mein Junge, wenn Du Deine Frau nicht liebtest, die übrigens damals bereits fünfundvierzig Jahre alt war ..... und die, Deiner Ansicht nach, nicht einmal hübsch sein soll ...... warum zum Teufel! hast Du sie geheiratet?“

Diese Frage schien Labranche etwas zu beunruhigen.

„Ah! ich sehe, ich bin zu neugierig,“ fuhr de Caujol fort, der sein Zögern bemerkt hatte; „also lassen wir das gut sein. Aber eine andere Frage: Da Du Deine Frau nicht liebst, so kann es auch nicht die Eifersucht sein, welche Dich so rachedurstig macht?“

„Nein, ich will sie die langen Jahre der Gefangenschaft, welche ich auszustehen habe, entgelten lassen.“

„Also ist sie es wohl, die Dich in die Hände des Scheerenschleifers ausgeliefert hat?“

„Ja, davon bin ich jetzt überzeugt.“

„Und warum hat Madame Labranche den Einfall gehabt, sich Deiner zu entledigen?“

„Weil sie einen Anderen liebte.“

„Mit fünf oder sechsundvierzig Jahren? O! o! Demnach scheint das Herz der guten Frau noch immer recht jung zu sein,“ rief Pierre aus.

Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens schüttelte er mit zweifelnder Miene den Kopf und fuhr fort:

„Weißt Du, Labranche, daß Deine Geschichte von Widersprüchen wimmelt? Warum würde sich Deine Frau, wenn sie fest entschlossen war, sich Deiner zu entledigen, dazu des Scheerenschleifers bedient haben, da ihr doch das sehr einfache nnd rasche Mittel der

Ehescheidung zu Gebote stand, welche unter der allbeglückenden Republik unglückliche Eheleute binnen einer halben Stunde von einander erlöst?“

„Sie ist es, welche mich dem Scheerenschleifer ausgeliefert hat,“ wiederholte der haßglühende Gatte.

De Caujol hatte seinen Beinamen, Hundenase, ehrlich verdient.

Er witterte nämlich hinter den ehelichen Abenteuern des Greises ein verdächtiges Geheimniß und trachtete nun, die Wahrheit, welche der Diener so sorgfältig vor ihm zu verbergen suchte, zu errathen.

„Es sei!“ meinte er; „ich gebe zu, daß Deine Frau, um sich Deiner zu entledigen, auf das sonderbare Mittel gekommen sei, Dich dem Scheerenschleifer auszuliefern. Aber in diesem Falle würde Dich dieser Letztere ganz ruhig in einem Winkel verfaulen lassen, und ich könnte mir nicht erklären, warum er, vorgeblich um Dir ein Geheimniß zu entreißen, Dir die Finger verbrennen lassen würde . . . . . . Was hat also die Geschichte von dem Geheimnisse zu bedeuten, welche Du mir erzählt hast?“

Labranche schien es jetzt lebhaft zu bedauern, daß er sich zur Mittheilung seiner Erlebnisse erbötig erklärt hatte.

„Aber diese Geschichte ist ja absolut wahr,“ stammelte er erblassend.

„Nur bist Du nicht in der Lage, mir sie mittheilen zu können . . . . . . Ich sehe also wirklich nicht, was Du mir eigentlich zu erzählen hattest, da ich mit allen Fragen auf eben so viele unverletzbare Geheimnisse stoße.“

„Später sollen Sie Alles erfahren .... sobald wir diesen Ort, wo mein Leben beständig bedroht ist, verlassen haben werden," entgegnete der Lakai, dem es darum zu thun war Zeit zu gewinnen.

„O! o!" meinte de Caujol spöttisch; „wenn wir nicht mehr hier sein werden, dürftest Du wahrscheinlich das Bedürfniß, mir Deine vertraulichen Mittheilungen zu machen, nicht mehr empfinden ...... und übrigens ist es auch gewiß, daß ich sehr wenig Lust verspüren werde, die Erzählung Deiner Abenteuer anzuhören, welchen ich jetzt lausche ...... um mich zu zerstreuen."

Auf diese spöttische Rede fragte der Greis in honigsüßem Tone ganz schüchtern:

„Der Herr Graf sind doch nicht böse auf mich?"

„Warum sollte ich böse sein?"

„Weil ich gezwungen bin, Vieles zu verschweigen."

„Bewahre Deine Geheimnisse, mein Lieber. Sie sind Dein Eigenthum und gehen mich nichts an."

In dem Gesichte Labranche's leuchtete über die von seinem Herrn ausgedrückte Gleichgiltigkeit ein Strahl der Befriedigung auf.

„Also befinden sich der Herr Graf noch immer in derselben wohlwollenden Stimmung gegen mich? Sie werden mir auch Ihr Versprechen halten?"

„Welches Versprechen?"

„Mich an einer etwa möglichen Flucht theilnehmen zu lassen?"

„Das habe ich versprochen und das bleibt versprochen, Tölpel! Davon brauchen wir gar nicht wieder

zu reden. An dem Tage, wo ich mich flüchte, nehme ich Dich mit."

„Ah! ja, an dem Tage ...... unglücklicher Weise heißt's, an dem Tage ...... von der Nacht ist da keine Rede," seufzte traurig der Lakai. „Der Herr Graf vergessen nämlich, daß, sobald Sie zu Bett gegangen sind, Petit-Ange mich holt, um mich in meine Zelle zurückzuführen, wo er mich bis zum nächsten Morgen, bis zur Stunde, wo ich meinen Dienst bei dem gnädigen Herrn wieder antrete, eingesperrt hält. Auf diese Weise würde ich also, wenn sich die so sehnlichst erwartete Gelegenheit in einer schönen Nacht darböte, nicht gegenwärtig sein, um sie benützen zu können."

„Das ist wahr," meinte de Caujol gerührt. „Wohlan, setzest Du Vertrauen in mein Wort?"

„Ja, volles Vertrauen."

„Wenn sich mir eine solche Gelegenheit zur Flucht während der Nacht darböte, schwöre ich Dir, daß ich achtundvierzig Stunden darauf zurückkommen würde, um Dich zu befreien."

„Warum achtundvierzig Stunden darauf?" fragte der Lakai überrascht.

„Vergißt Du denn ganz, daß wir nicht in Paris sind? Erinnerst Du Dich denn nicht mehr, daß Dich, als Du hieher gebracht wurdest, Deine Begleiter eine Reise haben zurücklegen lassen, welche in Deinem wie in meinem Falle einen vollen Tag gedauert hat? .... Du solltest diese Reise noch im Gedächtnisse haben."

„Donnerwetter! ob ich sie im Gedächtnisse habe?

Ich habe sie ja nochmals gemacht; es ist nicht länger als . . . . .“

Wie es schien, mußte bei dem Greise die Zunge der Ueberlegung vorausgeeilt sein; denn er hielt plötzlich inne.

Anstatt über diese neuerliche Geheimthuerei ärgerlich zu sein, begann der leichtfertige Pierre nur zu lachen.

„Ah! wieder ein Geheimniß, Meister Labranche? die Geheimnisse müssen Dich schon bald ersticken; denn, wie mir scheint, bist Du vollgestopft mit lauter Heimlichkeiten,“ rief er aus.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und der Wächter, Petit-Ange, steckte den Kopf herein.

„Vergessen denn der Herr Graf ganz und gar, sich zu Bett zu begeben?“ fragte er.

„Wie spät ist es denn?“

„Drei Uhr Morgens. Das ist die richtige Zeit zum Schlafen für alle rechtschaffenen Leute, und daher kommt es auch, daß ich, hier vor der Thür den Moment abwartend, um Labranche in sein Loch zurückzuführen, vor Schlaf beinahe umfalle,“ meinte der spaßhafte Wächter.

„Also, gute Nacht! Geh' nur, ich werde mich selbst entkleiden,“ sagte de Caujol, den Diener entlassend.

Ehe er seinen Gefangenen fortführte, blieb Petit-Ange noch auf der Thürschwelle stehen und kehrte sich um:

„Wenn sich der Herr Graf nicht sofort zur Ruhe

begeben, so werde ich, sobald ich den Alten in seinen Käfig gesteckt habe, wiederkommen, Ihnen eine kleine vertrauliche Mittheilung zu machen, welche Ihnen gar angenehme Träume verschaffen dürfte," sagte er in scherzendem Tone.

„Nach einigen von Dir gesprochenen Worten einzuschlafen? O! das wäre ein Glück, welches ich stets anstreben werde," versetzte Pierre, dessen unverwüstliche Heiterkeit den armen Petit-Ange, dem es durchaus nicht gelingen wollte, seinen Gefangenen zu schrecken, förmlich zur Verzweiflung brachte.

„Was kann der Halunke mir zu erzählen haben?" fragte sich der junge Mann während der kurzen Abwesenheit seines Kerkermeisters, der sofort wieder bei ihm eintrat.

„Lassen Sie hören, Herr Petit-Ange; ich lausche den melodischen Tönen Ihrer Stimme."

„Wissen der Herr Graf, seit wie lange ich mich des außerordentlichen Glückes erfreue, Sie unter Schloß und Riegel zu haben?" begann der lustige Spitzbube.

„Seit elf Monaten."

„Ja, elf Monate sind seit jenem Tage, wo der gnädige Herr mir die Ehre erwiesen haben, mir zu versprechen, daß Sie entweichen würden, rasch wie der Blitz vorübergeeilt."

„Ich verspreche Dir es noch immer."

„Dieses Versprechen werde ich auch nie müde, den Gefährten in's Gedächtniß zurückzurufen, welche mit mir wachen über . . . . . der Ruhe des Herrn Grafen."

„Ah! Ihr seid immer auf der Lauer?“

„Der gnädige Herr scheinen uns so schlau, daß wir demgemäß unsere Vorkehrungen getroffen haben. So befindet sich außer Ihrem unterthänigsten Diener immer noch ein kleiner Posten hier, dessen Mannschaft Sie erst erdrosseln müßten, ehe es Ihnen möglich werden dürfte, von hier zu entweichen.“

„Bist Du etwa blos, um mir dies zu sagen, wieder hieher zurückgekommen?“

„O! nein. Nur hat es mir geschienen, als ob der gnädige Herr dermaßen und so unausgesetzt von seinem Wunsche, sich im Geheimen unserer zärtlichen Sorgfalt zu entziehen, ausgefüllt gewesen wären, daß Sie ganz vergessen haben dürften, warum eigentlich wir Sie hier vergraben halten ...... wie einen kostbaren Edelstein.“

„Jener Schurke, Dein Herr, verlangt, daß ich ihm den Namen einer gewissen Frau nenne.“

„Vollkommen richtig! ich bin ganz entzückt, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Ihr Gedächtniß seine volle Frische bewahrt hat.“

„Welches Interesse verfolgt der Scheerenschleifer dabei, diesen Namen wissen zu wollen? Nachdem ich mich seit langer Zeit weigere, ihm denselben preiszugeben, sollte er bereits einsehen, daß es besser wäre, mich meiner Wege gehen zu lassen.“

„Ah! das ist's eben, wo das Mißverständniß steckt,“ meinte Petit-Ange, einen tiefen Seufzer ausstoßend.

„Welches Mißverständniß?“

„Sie, Ihrerseits, sind von der fixen Idee befangen,

nicht sprechen zu wollen ..... während sich der Scheerenschleifer seinerseits eingebildet hat, Sie seien wie eine Coquette ...... der nichts erwünschter ist, als nachzugeben ..... die aber gleichwohl verlangt, daß man ihr ein wenig Gewalt anthue. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen auch recht verständlich bin?" fragte der Kerkermeister mit gut gespielter Bescheidenheit.

„Vollkommen! Du bist sogar im Zuge schönster Beredtsamkeit; fahre fort, Petit-Ange; ich schlürfe Deine Worte gierig ein," versetzte de Caujol in dem Vorgefühle, daß sich ihm eine neue Gefahr nahe.

„Da Sie also die Freundlichkeit haben, mich aufzumuntern, so fahre ich denn in der Erklärung des Mißverständnisses fort. Also, der Scheerenschleifer, in der Ueberzeugung, hiermit Ihrem geheimen Wunsche zu entsprechen, will Ihnen ein wenig ...... wie habe ich doch vorhin gesagt ...... ich kann den Ausdruck nicht mehr finden."

„Gewalt anthun, hast Du gesagt; Gewalt anthun."

„Ja, das ist der Ausdruck."

„Also hast Du den Auftrag erhalten, mir Gewalt anzuthun?"

„Ganz richtig."

„Ha! ha!" machte de Caujol lachend, „und wie willst Du das anfangen, mir Gewalt anzuthun. Sage mir doch das ..... damit ich urtheilen könne, ob Du einige Erfindungsgabe besitzest."

„O! in sehr sanfter und ursprünglicher Weise!

Ich bin durchaus für die sanften und einfachen Mittel ...... Wünschen der gnädige Herr, daß ich Ihnen mein Programm mittheile?“

„Ich wiederhole Dir, daß ich Deinen Worten gierig lausche.“

„Nun denn, ich werde einige Kameraden hereinkommen lassen, damit ...... sie den gnädigen Herrn an den vier Extremitäten unterstützen.“

„Du nennst das unterstützen! Es sei! also sie haben mich unterstützt ..... was dann?“

„Dann werde ich dem gnädigen Herrn die Fußbekleidung ausziehen, damit Sie während der Procedur ganz gemächlich seien.“

„Gieb mir aber sogleich Pantoffeln.“

„Mit Vergnügen, gnädiger Herr, mit Vergnügen würde ich es thun! Leider haben wir hier keine Pantoffeln ...... Damit Sie sich aber nicht die Füße erkälten, würde ich die Pantoffeln durch eine Gluthpfanne mit glühenden Holzkohlen ersetzen.“

Alles dies hatte Petit-Ange mit flötender Stimme, begleitet von einer Menge kleiner freundlicher Geberden, und mit lächelnden Lippen gesprochen.

„O weh! die Sache wird schlimm für mich!“ dachte de Caujol, dessen Physiognomie gleichwohl dem prüfenden Blicke des Kerkermeisters gegenüber, der kein Auge von ihm abwendete, nicht das leiseste Zucken verrieth.

Ohne im Mindesten aufgeregt zu scheinen, rief der junge Mann aus:

„Aber weißt Du, daß Dein Mittel ein ganz

vorzügliches ist, um, wie Du sagtest, mich davor zu bewahren, daß ich mir etwa die Füße erkälte?“

„Manchmal reicht ein solches Kaltwerden der Füße hin, sich einen ganz abscheulichen Schnupfen zu holen,“ meinte Petit-Ange im gemüthlichsten Tone von der Welt.

„Also das ist wohl die kleine vertrauliche Mittheilung, von welcher Du mir versprachst, daß sie mir angenehme Träume verschaffen würde?“

„Schlafen doch so viele Leute ein, ohne zu wissen, was beim Erwachen ihrer harrt!“ sprach mit declamatorischer Emphase der Galgenvogel, indem er wieder an die Thür trat, welche er öffnete.

„Und wann wirst Du morgen kommen, um das Mittel, welches Du so sanft und ursprünglich findest, bei mir anzuwenden?“

Petit-Ange war bereits im Begriffe hinauszugehen. Auf diese Frage kehrte er sich mit dem Gesichte nach dem Gefangenen um.

„O!“ meinte er in achtungsvollem Tone, „wir werden Ihr Aufstehen erwarten, ehe wir uns Ihnen zu Befehl stellen.“

Und sich anmuthig verneigend fügte er hinzu:

„Sie können sogar auch über das Eine ruhig sein; ich werde mich wohl in Acht nehmen früher hier einzutreten, ehe nicht meine Kohlenpfanne in voller Gluth steht .... damit der Kohlendampf den gnädigen Herrn nicht ....“

Petit-Ange sprach das letzte Wort seiner Rede nicht aus. Anstatt des Wortes, welches ihm aus dem

Munde kommen sollte, hing ihm die Zunge über die Maßen lang heraus, während sich gleichzeitig seine Augen ganz gewaltig aufsperrten und seine Füße krampfhaft auf dem Boden zappelten.

Jetzt erst bemerkte de Caujol zwei Hände, welche, einen Ring um den Hals des Galgenvogels bildend, im Begriffe waren, ihn ohne alle Umstände zu erwürgen.

Und hinter dem röchelnden Petit-Ange sah de Caujol alsbald den Kopf seines Freundes, Yvon de Beralec, des Vollstreckers dieser energischen Operation, erscheinen.

Indem er Lebic, nachdem dieser das Narcoticum getrunken, noch die Zeit gegönnt, einen Fluchtversuch zu machen, hatte der Chevalier die Verhältnisse sehr richtig berechnet. Wie wir wissen, war der Riese gerade in dem Augenblicke von der plötzlichen Betäubung überwältigt worden, wo er sich zu dem von seinen Gegnern vorhergesehenen Acte der Unvorsichtigkeit hatte hinreißen lassen. Die Sache hatte sich nämlich in folgender Weise zugetragen:

Als Yvon, gefolgt von seinen Gefährten, welche sich mittlerweile mit Laternen versehen hatten, hinabstieg, war er, wie wir wissen, bei seinem Eintritte in den zweiten Keller in lautes Lachen ausgebrochen und hatte gerufen:

„Hol' mich der Teufel, wenn ich auch nur den leisesten Verdacht darüber hegte, daß sich der vielgesuchte Ausgang an einer solchen Stelle befinden könne!“

Der sich vor seinen Augen entfaltende Anblick war übrigens komisch genug, um seine Heiterkeit zu rechtfertigen.

Wir haben bereits oben erwähnt, daß dieser zweite Keller ehemals den Einwohnern dieses Gebändes als Backhaus gedient hatte, zu einer Zeit, wo sie noch ihr Brod in ihrer eigenen Behausung in dem ungeheuer großen, in einer der Ecken des Kellers erbauten Backofen bereiten ließen.

Im gegenwärtigen Augenblick schauten jedoch aus der Mündung dieses Backofens nur die zwei kolossalen Füße Lebic's hervor, dessen ganzer riesiger Körper unter der Ziegelwölbung verschwand.

Demnach mußte auch durch diesen Backofen die so lange und so vergeblich gesuchte Verbindung hergestellt sein, und der von der Betäubung übermannte Riese hatte, indem er gleich im Anfange seiner Flucht hingefallen war, seinen Feinden den einzuschlagenden Weg bezeichnet und geöffnet.

Bei dem Anblicke der beiden von dem Heizloche umrahmten riesigen Füße Lebic's waren die jungen Leute Alle zugleich in ein lautes Gelächter ausgebrochen.

„Teufel!" rief Saint-Rejean, „es hat nur wenig gefehlt, so wäre uns der Halunke entwischt! Die Betäubung hat ihn noch zur rechten Zeit übermannt; einige Secunden später wäre er bereits an der anderen Seite herausgekrochen."

Die Männer mußten sich beinahe auf den Boden legen, um, an den Füßen des Dieners zerrend, endlich

den langen, schweren Corpus desselben aus dem Backofen herauszubekommen.

„Binden wir zunächst unsern Mann recht fest, und dann können wir ihm Zeit lassen, sich gemächlich auszuschlafen," rieth Saint-Rejean.

Der Riese verhielt sich, als man die starken Stricke um seinen Leib wand, wie eine todte Masse. Man gestattete ihm also zu schlafen, so lange und so viel er wollte; aber man bereitete ihm für sein Erwachen eine sehr unangenehme Ueberraschung; denn er wurde so fest zusammengeschnürt, daß ihm so zu sagen nur die Möglichkeit gelassen war, mit den Augen zu zwinkern.

Diese Verschnürungsprocedur wurde an dem Bewußtlosen unter dem lauten Gelächter der ganzen Bande Yvon's vollzogen.

„Bst!" machte Yvon plötzlich.

Im Nu war die vollkommenste Stille hergestellt.

Als er an die Oeffnung des Backofens herangetreten war, hatte nämlich de Beralec in seinem Gesichte einen kühlen und feuchten Luftzug gefühlt. Er neigte sich daher jetzt zu seinen regungslos dastehenden Gefährten hinüber und sagte ganz leise zu ihnen:

„Ehe er bewußtlos wurde, hat Lebic doch noch Zeit genug gehabt, uns einen wichtigen Dienst zu erweisen."

„Welchen Dienst?" flüsterte Saint-Rejean.

„Er hat die Feder der hinteren Ausgangsthür in Bewegung gesetzt. Um das Geheimniß dieses Verschlusses zu entdecken, hätten wir vielleicht ein Geräusch

machen müssen, welches die Aufmerksamkeit des Feindes, falls er uns nämlich auf der andern Seite erwartet, geweckt haben dürfte. Also vollkommene Stille beobachtet! Denn der durch diese weitaufgesperrte Oeffnung dringende Spectakel Eures Gelächters könnte uns verrathen."

„Potztausend!" sagte Saint-Rejean ganz leise, „die Unterweisung ist gut; wenn wir sie uns aber vollständig zu Nutzen machen wollen, müssen wir den guten Lebic ersticken, denn wie Ihr hört, fängt er jetzt mit einer Gewalt zu schnarchen an, daß man ihn bis nach Pontoise hören könnte."

In der That gab sich der Koloß jetzt seinem gewöhnlichen Schnarchen hin, welches nur die Baßpfeife einer Kathedralorgel zu übertönen vermocht hätte.

„Tragt ihn hinauf in seine Mansarde und lasset ihn von Carbon und seiner Truppe überwachen," befahl de Beralec.

„Carbon ist nicht mehr im Hause," entgegnete Saint-Rejean. „Sie vergessen ganz, de Beralec, daß Sie, ernste Ereignisse und sogar Kämpfe für diese Nacht voraussehend, ihn beauftragt haben, Madame Surcot in Sicherheit zu bringen, indem er sie an jenen Zufluchtsort, welcher ihr vom Herrn de Montesquiou angeboten wurde, begleiten sollte."

„Richtig, das ist wahr," meinte Yvon.

In seiner angstvollen Liebe hatte sich der Chevalier, für die Sicherheit der Witwe zitternd, entschlossen, sie aus diesem Hause, welches von einer Minute zur andern der Schauplatz blutiger Scenen werden konnte,

wegbringen zu lassen. Dem Wunsche des geliebten Mannes gehorchend, hatte Laurette darein gewilligt, sich für einige Tage aus ihrer Behausung zu entfernen, und um Mitternacht war sie unter dem Schutze Carbon's, der sie in eine von den zwanzig Wohnungen des Abbé's führte, aufgebrochen.

Da der nächste Tag eine Decade und der darauffolgende ein großer nationaler Festtag war, konnte das Parfumeriegeschäft zunächst geschlossen bleiben, ohne daß die Aufmerksamkeit der Nachbarn dadurch besonders erregt worden wäre. Uebrigens lagen im Jahre 1799 Handel und Wandel so sehr darnieder, daß in gewissen Geschäftszweigen nur zwei oder drei Tage des Monats die Läden geöffnet wurden. Unter diesen können wir hauptsächlich die Strumpfwirker anführen, welche sich durch den Mangel an Baumwolle und durch die Schließung all' der Fabriken, in denen Wollgarn erzeugt worden war, beinahe ganz des für ihr Geschäft nothwendigen Materiales beraubt sahen.

Vier Männer hoben den schweren Schläfer auf und unternahmen die Arbeit, ihn in seine Mansarde hinaufzutragen. Nach und nach verhallte das Schnarchen in der Ferne.

„Jetzt heißt's bei dem Feinde einmarschiren," sagte Saint-Rejean, der auf den Backofen zuging.

„Nein," meinte de Beralec ihn aufhaltend. „Nein, ehe wir uns in ungekannte Gefahren stürzen, müssen wir erst das Terrain studiren, und diese Aufgabe will ich Niemandem anvertrauen; die übernehme ich selbst."

Trotz des lebhaften Dranges ihm zu folgen, welchen

seine Freunde verriethen, nöthigte sie Yvon dennoch, darein zu willigen, daß er allein die Spur verfolge, und sie sich nur bereit hielten, ihm auf das erste Zeichen zu Hilfe zu eilen.

Wie es vor ihm Lebic gethan hatte, kroch also der Chevalier in den Backofen und gelangte auch durch jene Ausgangsthür, deren geheimen Verschluß der Koloß in so zuvorkommender Weise geöffnet hatte. Mit einer Blendlaterne versehen, deren Lichtschein er vorsichtigerweise verschlossen hatte, und mit seinen Pistolen bewaffnet, blieb Yvon, als er am jenseitigen Ausgange aus dem Backofen festen Fuß gefaßt hatte, zunächst regungslos in der Finsterniß stehen und lauschte:

Keinerlei Geräusch ließ sich vernehmen.

Jetzt öffnete er den Verschluß seiner Laterne, um die Räumlichkeit zu besehen. Es war ein vollständig leerer Keller. Zur Rechten ging's in ein zweites solches unterirdisches Gewölbe, welches ganz so wie das erste nur vier nackte Mauern zeigte.

Aus diesem zweiten Keller führte ein Gang, welchen der Chevalier nun betrat.

Schon nach den ersten paar Schritten blieb er wie festgebannt stehen, und schloß rasch seine Laterne. Er hatte nämlich an dem andern Ende dieses langen Ganges ein Licht glänzen sehen, während gleichzeitig ein Geräusch von gedämpften Stimmen an sein Ohr drang.

„Ah!" dachte er bei sich, „wie es scheint, brauche ich nicht zu fürchten, daß ich das Nest leer finden werde."

Er stellte seine Laterne auf den Boden, nahm in jede Hand eine Pistole und schritt dann sehr langsam und vorsichtig auf den Lichtschimmer zu, welchen er in der Ferne leuchten sah.

„Teufel!“ sagte er plötzlich zu sich, „ich werde den Tanz sehr bald beginnen müssen!“

Soeben waren an dem andern Ende zwei Männer in den Gang getreten, welche jetzt auf ihn zu kamen. Der eine von ihnen trug eine brennende Kerze in der Hand, deren Schein de Beralec, sobald deren Träger in seine Nähe kam, verrathen mußte.

„Ich will erst den Einen hinstrecken; ich habe Zeit genug ihn mit aller Gemächlichkeit auf's Korn zu nehmen,“ dachte er.

Hiebei zielte er auf den Ersten der Beiden, welche ihm entgegenkamen.

„Schau! was ist das?“ dachte er bei sich, indem er plötzlich seine Waffe senkte.

Während das Licht näher kam, konnte er gewisse Einzelheiten unterscheiden, welche er früher nicht hatte sehen können. Er bemerkte nämlich, daß der Mann, welcher die Kerze trug, mit seiner andern Hand den zweiten Mann führte, der eine Binde vor den Augen hatte.

„Wie mir scheint, würde ich, wenn ich den Führer umbrächte, dem Manne mit der Binde einen dankenswerthen Dienst erweisen,“ dachte Yvon.

Jetzt seine Waffe wieder erhebend, legte er auf den Mann an, welchen er sich zur Zielscheibe ausersehen hatte.

Die Männer kamen immer näher.

„Da wird Jemand, sobald sein Licht ihm meine Gegenwart verrathen haben dürfte, auch schon todt sein,“ murmelte de Beralec für sich, den Finger auf dem Hahne.

Aber jene Männer blieben auf halbem Wege stehen, und zwar vor einer der zahlreichen Kellerthüren, welche sich in dem Gange befanden.

Auf diese beträchtliche Entfernung konnte der Lichtschein den Chevalier nicht erreichen; er blieb daher im Dunkeln unsichtbarer Zuschauer der folgenden Scene:

Der Führer hatte die Hand des Mannes mit den verbundenen Augen losgelassen, um die Riegel der Thür zurückzuziehen, welche er jetzt weit öffnete.

„Da, Alter,“ sagte er, „wir sind bei Deinem Loche angekommen. Vorwärts, hinein!“

Und mit einem kräftigen Stoße schleuderte er ihn in den Keller, indem er hinzufügte:

„Du kannst während des Schlafens die Binde umbehalten, da wird Dir die kalte Luft nicht an die Augen kommen.“

Der Gefangene hatte sich wieder der Thür genähert, deren Riegel der Andere jetzt vorschob.

„Sie werden morgen bei Zeiten kommen, mir zu öffnen, nicht wahr, Petit-Ange? Der Herr Graf dürfte meiner Dienste benöthigen.“

„O! o!“ machte der spaßhafte Petit-Ange, „es steht Dir frei, morgen Früh den Faullenzer zu spielen; denn bei der kleinen Unterhaltung, welche ich für Deinen Herrn vorbereite, wärst Du ohnehin überflüssig. Ich

nehme es auf mich, ihn anzukleiden . . . . . und namentlich für seine Fußbekleidung zu sorgen . . . . . . und zwar für eine warme, eine sehr warme. Er wird ein überaus angenehmes Erwachen haben, das versichere ich Dir, Dein Graf de Caujol."

Als er ihn den Namen seines theuern Freundes, welchen er längst nach der Bretagne zurückgekehrt glaubte, aussprechen hörte, war Yvon auf dem Sprunge über Petit-Ange herzustürzen. Aber er wußte nicht, welche Zahl von Feinden er hier zu bekämpfen haben könnte, und eben so wenig hatte er eine Ahnung davon, wo der Graf gefangen gehalten wurde. Ehe er zu seinem Freunde gelangen konnte, und ehe seine Gefährten ihm Hilfe zu bringen im Stande wären, würde er gewiß längst sein Leben verloren haben.

„Nein, da ist die List vorzuziehen," sagte er sich.

Und ohne sich von der Stelle zu rühren, lauschte er dem Gespräche, welches durch die Kerkerthür fortgesetzt wurde.

„Beabsichtigen Sie etwa ihn zu martern, wie Sie es bei mir gethan haben?" fragte der Gefangene.

„Der Teufel! Da er auch ein Dickschädel von Deiner Sorte ist, und auf das, was man ihn fragt, durchaus keine Antwort geben will, muß man es wohl versuchen, ihm die Zunge zu lösen. Aber sei nicht etwa gar eifersüchtig, mein Lieber; wir werden auch wieder zu Dir kommen . . . . . Du wirst stets unser Allerliebster, der Bevorzugte bleiben. Sobald wir irgend eine neue Unterhaltung ausgedacht haben werden,

sollst Du sie zuerst genießen ..... wenn Du Dich nicht etwa doch zum Beichten entschließest."

„Niemals!" grollte der Andere.

„Schon recht, gute Nacht, Alter. Ich habe Deinem Grafen versprochen, daß ich zu ihm kommen werde, ihm, ehe er einschläft, eine angenehme Nachricht zu bringen, und ich will ihm mein Wort halten."

Von dem Keller, in welchen er Labranche eingesperrt hatte, weggehend, schlug Petit-Ange den Weg nach demjenigen de Caujol's ein, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß in der Dunkelheit ein fürchterlicher Gegner hinter ihm drein schlich.

„Sobald mir der Elende die Thür, hinter welcher sich Pierre befindet, gezeigt haben wird, bringe ich ihn sofort um," sagte der Chevalier zu sich selbst, während er ihm folgte.

Er mußte jedoch die Ausführung seiner Absicht aufschieben.

Der finstere Gang führte nämlich zu einem Keller, in welchem jener Lichtglanz strahlte, auf welchen er aus der Entfernung aufmerksam geworden war. Bei dem Scheine einer an der Wölbung hängenden Laterne bemerkte er sechs Männer, welche auf dem Stroh lagen, aber vollkommen wach waren. Es stellte dies gewissermaßen eine vor dem Kerker des Grafen liegende Wachstube dar.

Yvon blieb in dem finsteren Theile des Ganges stehen.

Als er zu ihnen hinkam, redete Petit-Ange die liegenden Männer an:

„Meiner Treu! Kameraden, ich glaube, Ihr dürft schlafen. Es ist drei Uhr Morgens; der Scheerenschleifer ist auf einer Expedition bei einem Pächter von Gonesse, der, wie man sagt, gestern eine schwere Summe Geldes von Poissy gebracht hat. Wir sind demnach beinahe sicher, daß uns der Anführer diese Nacht nicht auf den Hals kommt. So schnarcht denn, nach Belieben; ich meines Theils werde Euch nachahmen, sobald ich meinen Scherz bei dem Grafen vorgebracht habe.“

Hierauf trat er bei Pierre ein.

Yvon beobachtete nun von seinem dunkeln Winkel aus, wie sich die sechs Männer auf ihrem Strohlager ausstreckten und Einer nach dem Andern einschliefen. Er hatte nun den Gedanken, wieder zurückzugehen, um seine Freunde zu holen; aber eben als er sich umkehren wollte, gelangten zwei verschiedene Töne an sein Ohr.

Der eine rührte von der Thür Caujol's her, welche Petit-Ange, der sich eben, eine letzte Rede an den Gefangenen richtend, rückwärtsgehend aus dem Zimmer entfernte, geöffnet hatte.

Das andere noch ganz unbestimmte Geräusch kam von oben herab. Es schien de Beralec, als ob zahlreiche gedämpfte Schritte die Stufen der Treppe beträten, welche aus dem darüberliegenden Hause nach den Kellern hinabführte.

„Ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Ich muß Pierre ganz allein befreien, ehe die Männer,

welche hier schlafen, erwachen, und ehe jene Anderen, welche eben die Treppe herabsteigen, hiehergelangen."

In gewissen entscheidenden Momenten des Lebens folgen die Gedanken rasch wie der Blitz aufeinander. Es ward ihm also sofort klar, daß er sich des Mannes, der Petit-Ange genannt wurde, entledigen mußte, ehe dieser noch einen einzigen Hilferuf, welcher offenbar Alles vereiteln würde, ausstoßen konnte.

Das richtige Mittel zu diesem Zwecke zeigte sich Yvon sofort.

Im nächsten Augenblicke schon war er hinter Petit-Ange, der ihm den Rücken zukehrte, und ihm seine beiden gewaltigen Hände um den Hals klammernd, drosselte er den Galgenvogel derart, daß dieser das begonnene Wort nicht einmal mehr aussprechen konnte und im nächsten Augenblick lautlos zusammenbrach.

„Schweige still und komme!" flüsterte Yvon, so leise er konnte, de Caujol zu.

Einige Secunden darauf betraten die beiden jungen Leute den dunkeln Gang.

Sie waren beinahe gerettet!

„Lege Deine Hände auf meine Schultern und folge mir," flüsterte de Beralec seinem Freunde zu, welcher, da er den Weg nicht kannte, auch nicht wissen konnte, wohin er sich in der vollkommenen Finsterniß wenden sollte.

Am Ende des Ganges stieß Yvon mit dem Fuße an die Laterne, welche er aufhob, da sie ihm die Oeffnung des Ausganges zu finden helfen sollte.

„Krieche da hinein," sagte er zu dem Grafen, als sie vor der Oeffnung des Backofens standen.

Sodann folgte er ihm. Sein Körper steckte noch zur Hälfte in der darmähnlichen Verbindung, als er einen gewaltigen Wuthschrei vernahm.

Dieser Wuthschrei war entweder von den wiedererwachten Banditen, oder von den Leuten, welche von oben herabgekommen waren, ausgestoßen worden, als sie den Leichnam Petit-Ange's vor dem leeren Gefängnisse hatten liegen sehen.

„Es war die höchste Zeit!" flüsterte Yvon, als er am Ausgange aus dem Backofen mit Pierre und den Gefährten, welche auf der Lauer gewesen waren, zusammentraf.

Die beiden Freunde fielen einander in die Arme.

„Hast Du Pferde bei Dir?" fragte der Graf, sobald die erste Aufregung vorüber war.

„Zu welchem Zwecke?"

„Um vor Tags nach Paris zurückkehren zu können."

„Paris? Aber, mein guter Pierre, wir sind ja in Paris, in Mitten der Rue du Mont-Blanc.

De Caujol brach in ein Gelächter aus.

„Ah bah!" meinte er. „Je nun! jedenfalls haben jene Spaßvögel mein stolzes Bewußtsein als Hundenase bedeutend herabgestimmt. Ich glaubte, wenigstens zwanzig Wegstunden weit von Paris zu sein."

In der Furcht, daß der Feind, um den Tod Petit-Ange's zu rächen, seinerseits in das Haus einzudringen versuchen könnte, stellte de Beralec einen Posten vor

dem Backofen auf und führte dann seinen Freund mit sich in sein Zimmer hinauf, während dieser immer wiederholte:

„Also sind wir wirklich in der Rue du Mont-Blanc! Jene liebenswürdigen Lumpen haben mich also, um mich ganz irre zu machen, einen vollen Tag in einem Sacke herumfahren lassen, und mich dann, zwei Büchsenschüsse weit von der Stelle, wo sie mit mir aufgebrochen sind, einquartiert. Nun denn! ich muß gestehen! Ich habe mich von ihnen foppen lassen."

„Ja, Du befindest Dich in dem Hause Nr. 20 der Rue du Mont-Blanc."

Der Graf fuhr erstaunt in die Höhe.

„Nummero zwanzig!" rief er aus. „Ist nicht ein Parfumeriegeschäft in diesem Hause?"

„Gewiß! ganz richtig."

„Donnerwetter! Also hatte ich mich doch nicht getäuscht, als ich, es sind jetzt elf Monate her, nach dem Ball im Luxembourg Deiner Spur folgend, zu diesem Parfumerieladen kam, wo ich mich an einen langen Schlingel wendete, der aber mit aller Energie leugnete, daß Du in dieses Haus gebracht worden seiest."

„O!" meinte Yvon, „derselbe lange Schlingel ist noch immer da. Ich werde Dir Gelegenheit geben, Deine Bekanntschaft mit ihm zu erneuern, sobald er wieder erwacht sein wird."

„Ah! so sage mir doch; wie es scheint, muß es Dir in dem Hause gefallen haben, da Du in dasselbe zurückgekehrt bist, und ich Dich nach Verlauf von elf Monaten wieder hier antreffe."

„Ich habe gar nicht nothwendig gehabt, hieher zurückzukehren, da ich dasselbe während der ganzen Zeit nicht verlassen habe."

Hierauf begann der Chevalier mit der Erzählung von seiner Wunde und dann von seiner Liebe für Madame Surcot.

„Sie ist wohl schön, diese Witwe?" fragte de Caujol beunruhigt.

„Reizend und seelengut. Du wirst sie ein anderes Mal sehen, da sie gegenwärtig abwesend ist. Ich bin ganz vernarrt in sie, mein lieber Pierre.

„Donnerwetter! das sehe ich wohl. Also hegst Du in Deinem Herzen gar keine Gefühle mehr für die Andere ...... Du weißt ...... aus jener Zeit ..... in Rennes .... als ich einem Kuchenbäcker den Magen einrannte .... Ich glaube, sie hieß Fräulein de Valleran ..... denn ich habe weder ihren Taufnamen noch ihr Gesicht jemals gekannt."

„Helene!" rief de Veralec mit verächtlichem Tone, „o! jene Elende hat mich nie geliebt!"

De Caujol hatte mit einiger Ungeduld darauf gewartet, daß Yvon diesen Namen nenne. Während der vielen einsamen Stunden seiner Gefangenschaft hatte er oft genug gedacht, daß jene Frau, welche er, als sie sich von einem Andern überwunden glaubte, mißbraucht hatte, jenes Fräulein de Valleran, die erste Liebe Yvon's sein müsse. Der Name Helene nun, welchen er von Barras so oft hatte wiederholen hören, und welchen der Chevalier ihm jetzt wieder nannte, bestätigte seine Vermuthungen.

„O!" meinte er, „sie habe Dich nicht geliebt, sagst Du? Dies ist mir nie als vollkommen bewiesen erschienen."

„Bist Du närrisch, Pierre? Ich selbst habe diese falsche Creatur auf dem Schoße jenes widerlichen Jean Bouet sitzen und ihn küssen sehen."

„Da steckte wahrscheinlich irgend ein Geheimniß dahinter, welches zu ergründen wir uns nicht die Mühe genommen haben."

De Beralec sah, ganz erstaunt, seinen Freund mit großen Augen an, als er hörte, wie dieser sich für ein Frauenzimmer interessirte, um welches er sich niemals viel zu kümmern geschienen hatte.

„Mag sein!" sagte er, „lassen wir die Angelegenheit mit Jean Bouet bei Seite. Aber jenes Weib, welches Du vertheidigen willst, habe ich am Arme des Wüstlings Barras wiedergesehen, der es öffentlich als seine Maitresse zur Schau stellte."

„Bah! bah! die Frauen werden oft genug von einem Manne compromittirt, dem sie nicht einmal gestatten, ihren Finger zu berühren," entgegnete de Caujol, der, als er an der Thür des Boudoirs im Luxembourg gehorcht, sich überzeugt hatte, wie wenig Barras in dem Herzen Helenens herrschte.

„Sie ist seine Maitresse, sage ich Dir, und ihre Vergangenheit muß eine gar schmachvolle sein; denn, in der irrigen Voraussetzung, daß ich dieselbe kenne, hat sie mich durch den Versuch, mich auf dem Heimwege vom Balle ermorden zu lassen, daran verhindern wollen, Barras diesbezügliche Mittheilungen zu machen."

„Also ist es Helene, die Du dieser Schandthat anklagst?“ rief der Graf, über diese Anklage, von deren Ungerechtigkeit er nur zu wohl überzeugt war, im Innersten empört.

„Wer sonst könnte Deiner Ansicht nach einen Zweck damit verbinden, einen Angriff auf mein Leben machen zu lassen? Ich war damals erst seit zwölf Stunden in Paris, wo ich noch keine Seele kannte.“

„Was weiß ich? Ich könnte Dir aber wohl beweisen, daß nicht sie es war, welche diesen Mordversuch angezettelt hat.“

„O! Pierre, Du müßtest es sehr gescheidt anstellen, mir das zu beweisen.“

„Warum aber würde diese Frau, wenn sie Deinen Tod gewünscht hätte, Dir in der nächstfolgenden Nacht ein Rendezvous gegeben haben?“

„Du behauptest, sie habe mir ein Rendezvous gegeben?“

„Ja, Du warst verschwunden, und ich kehrte eben, nachdem ich Dich vergebens gesucht hatte, in das Hotel zurück, als mir der Wirth des Hotel d'Autruche ein Billet übergab, das für Dich abgegeben worden war. Wie Du Dich erinnern wirst, hatte ich damals Deinen Namen angenommen. Dieser Brief konnte mich auf die Spur leiten Dich wiederzufinden, und darum öffnete ich ihn. Der Inhalt der Zeilen war, Dir ein Rendezvous zu geben.“

„Wirklich? mir? Du bist dessen gewiß?“

„Ho! ho! gewiß, nicht gerade; denn das Billet war räthselhaft genug abgefaßt, daß ich mit Hilfe

meiner Eigenliebe mir schmeicheln konnte, es sei für mich bestimmt."

„Also siehst Du wohl. Sie hatte ohne Zweifel in Erfahrung gebracht, daß mein Leichnam in der Rue de Seine nicht aufgefunden worden sei, und dieses Billet, so abgefaßt, um sie nicht zu compromittiren, hatte gewiß keinen anderen Zweck, als mich in eine neuerliche Schlinge zu locken."

„Hm! hm!" machte de Caujol für sich, in dessen Gedächtniß eine sehr angenehme Erinnerung lebte. „Hm! ich wünschte, ich würde mein Lebelang in keine ärgern Schlingen fallen, als diese war," dachte er.

Laut entgegnete er aber:

„Kurz, Du hast jenes Fräulein de Valleran ganz und gar vergessen."

„Vollständig."

„Gut denn," dachte der Graf; „er wird im Leben jene Frau nicht wieder sehen; ich halte es daher für überflüssig, ihn davon in Kenntniß zu setzen, wie ich seine Stelle eingenommen habe."

Nachdem die Beiden in ihrem Gespräche so in die Vergangenheit zurückgegriffen hatten, wendete sich Yvon wieder der Gegenwart zu und fuhr in seiner Erzählung fort. Er berichtete von den nächtlichen Schrecken der Witwe und von der Rolle, welche Lebic im Hause gespielt hatte.

„Ein Prachtkerl, Dein Lebic! ja, ich muß seine Bekanntschaft machen," wiederholte de Caujol, als er die von dem Riesen ausgeführten Streiche erzählen hörte.

Bei der Erwähnung des Schatzes, nach welchem Herr de Montesquiou so sehr fahndete, und welchen man gleichwohl nicht zu finden vermochte, hörte der Graf mit gespanntester Aufmerksamkeit zu und fragte sodann:

„Also glaubst Du, daß die Leute, welche mich gefangen gehalten haben, gleichfalls nach dem Schatze fahnden?"

„Dessen bin ich sicher. Welchen andern Zweck sollten sie bei ihren nächtlichen Besuchen in diesem Hause verfolgen? Wenn es sich ihnen darum handelte, es einfach auszuplündern, so hätten sie dies längst und in einer einzigen Nacht in's Werk setzen können, während sie dagegen schon seit Jahren das Haus durchsuchen und so zu sagen jeden Stein in demselben umgewendet haben. Denn die Gefährten, welche mir von dem Abbé de Montesquiou beigegeben worden sind, haben, als sie ihrerseits Nachforschungen anstellten, überall die Spuren der früheren Nachforschungen entdeckt, und haben sogar erkannt, daß ganze Stücke der Mauern in den letzten Jahren eingerissen und von Neuem wieder aufgebaut worden sein mußten."

„Wer also hat seit dem Tode des Parfumeurs von diesen Millionen Kenntniß gehabt?"

„Nach dem, was der Abbé uns erzählte, hat Lebic, wenn er nämlich mit jenem Barassin identisch ist, im Verborgenen den der Dubarry im Saale der Todten entrissenen Bekenntnissen beigewohnt."

„Ein Mordkerl, dieser Lebic! Gewiß, ich interessire mich immer mehr für ihn," wiederholte der lustige

Pierre, den die Erzählung von den Streichen des Kolosses wirklich unterhielt.

„Daher muß er es sein, der das Geheimniß jener Millionen dieser unbekannten Bande entdeckt hat,“ erklärte Yvon bestimmt.

„O! unbekannt? Wenn Dir daran liegt ihren Namen zu wissen, so kann ich Dir ihn sagen; denn sie führt gewiß den Namen ihres Führers, den man den Scheerenschleifer nennt.“

„Wie sagst Du?“ rief lebhaft der Chevalier aus, der bei diesem Namen vor Ueberraschung förmlich erbebte.

„Ich sage: der Scheerenschleifer.“

„Weißt Du, wer das ist, der Scheerenschleifer?“

„Meiner Treu! ja. Ein ausgemachter Schurke, welcher eine Bande verwegener Galgenvögel commandirt; davon habe ich mich, während der langen Monate, daß ich sein unfreiwilliger Gast gewesen bin, bis zur Gewißheit überzeugen können.“

„Demnach weißt Du nicht, daß während Deiner Gefangenschaft der Name des Scheerenschleifers eine traurige und fürchterliche Berühmtheit erlangt hat? Es ist dies die Bande der Chauffeurs, welche die ganze Umgebung von Paris durch ihre unerhörten Grausamkeiten in Schrecken versetzt. Die Polizei verfolgt sie bis auf's Aeußerste, ohne ihrer habhaft werden zu können. Vor drei Tagen erst hoffte man den Anführer in der Rue Ville l'Eveque zu erwischen; man kam jedoch eine Stunde zu spät. Wie es scheint, haben dieser Scheerenschleifer und seine Gefährten eine

beschützende Fee in ihrem Dienste, welche sie in die Lage setzt, allen Schlingen entgehen zu können."

„Wie? de Beralec, Du kanntest also nicht den Namen Deiner vortrefflichen Nachbarn?"

„Nein; ich hielt sie eher für eine jener politischen Banden, welche eine jede Partei im Geheimen organisirt, um bald möglichst über die fette Pfründe herfallen zu können. Ich glaubte, sie sei wie die unsrige auf der Jagd nach den finanziellen Mitteln für die Bedürfnisse ihrer Sache. Orleanisten, Jacobiner, Buonapartisten und Royalisten, sie haben Alle im Geheimen ihre Kräfte in Paris concentrirt und warten. Ebenso wie wir zur Stunde in diesem Hause zwanzig Royalisten versammelt sind, konnte ich jene Nachbarn gleichfalls für unsere politischen Gegner halten."

„Wohlan! Aber jetzt weißt Du, was Du von ihnen zu halten hast."

„Nun werden auch diese Elenden uns nicht mehr lange beunruhigen dürfen. Wir brauchen nur ihr Versteck der Polizei anzuzeigen, und diese wird es übernehmen, uns von einer solchen Nachbarschaft zu befreien," versetzte de Beralec ganz heiter, indem er daran dachte, daß die Ruhe Laurettens wieder gesichert sein werde.

„Ta, ta, ta!" machte jetzt de Caujol.

„Was bedeutet dieses ta, ta?"

„Weil ich meinen sonst so vorsichtigen Yvon gar nicht wieder erkenne, dem wohl die Liebe zu seiner Parfumeriehändlerin, wie mir scheint, sein gesundes Urtheil geraubt hat."

„In wie fern?“

„Aber Du unüberlegter Verliebter! Wenn Du die Bande des Scheerenschleifers von der Polizei einfangen läßt, wie willst Du dann zu den Millionen gelangen? Setze den Fall, daß Einer von denen, welche durch Deine Anzeige festgenommen werden, der Polizei ein Wort von dem Schatze verräth. Sofort wird sie dann da sein, um als dritter Bewerber für ihre eigene Rechnung zu forschen und zu wühlen. Dann dürften Dir die hübschen Millionen vor der Nase weggetragen werden, ohne daß Du Dir auch nur einen Dank bei der Polizei verdient hättest. Und ich glaube nicht, daß dies das vom Herrn de Montesquiou angestrebte Ziel sei.“

„Du hast Recht,“ sagte der Chevalier überführt.

„Nein, nein! nur die Polizei nicht in unsere Operationen mischen.“

„Also was sollen wir thun?“

„Donnerwetter! Den Schatz suchen, indem wir uns dabei von dem Scheerenschleifer und seinen Helfershelfern die Kastanien aus dem Feuer holen lassen,“ entgegnete Pierre.

„Am Ende existirt dieser Schatz vielleicht gar nicht mehr. Wie können wir wissen, ob Surcot, als er starb, nicht bereits jene Millionen verloren, oder sich von seinem Compagnon hatte stehlen lassen? . . . . . . Denn es waren ihrer Zwei zu dem Schatze . . . . . . und es liegen uns keine Thatsachen vor, welche beweisen würden, daß gerade Surcot der Bewahrer des Schatzes gewesen sei.“

De Caujol hörte lächelnd seinem Freunde zu.

„O! o!“ machte er, „wie schlecht sich Liebe und Politik mitsammen vertragen! Schon seit einer vollen Viertelstunde bemühst Du Dich, mein armer Junge, Dich selbst zu täuschen; denn Deine wirkliche Gesinnung kommt eigentlich darauf hinaus: Was liegt daran, daß uns, indem wir den Scheerenschleifer verhaften lassen, die Millionen entgehen dürften, wenn ich nur dadurch die Ruhe meiner Vielgeliebten gesichert weiß.“

„Ah! Pierre, wie kannst Du glauben,“ stotterte de Beralec, erröthend, seine geheimsten Gedanken so errathen zu sehen.

„Nur Muth! zitternder Anbeter; beruhige Dich. Es läßt sich Beides sehr wohl vereinigen: die Rettung der Frau und die Entdeckung des Schatzes.“

„Sollte das wirklich möglich sein?“ fragte Yvon mit erwachender Hoffnung.

„Willst Du mich frei gewähren lassen?“

„Bedarf dies einer Frage?“

„Also müssen wir uns zunächst mit einer Thatsache beschäftigen ...... mit einer einzigen Thatsache ...... und uns deren Ursprung und Zweck zu erklären suchen; denn ich bin der Ueberzeugung, daß diese Thatsache den Schlüssel zu der ganzen Angelegenheit bietet,“ behauptete der Graf.

„Welche Thatsache?“

„Wir müssen das Motiv jener einem Dritten gebotenen Schaustellung, bei welcher Dein Kopf und der des angebeteten Engels auf einem Kissen liegend gezeigt wurden, zu ergründen suchen. Wer war jener Dritte?

Das ist der Angelpunkt. Wissen wir einmal, wer jener Dritte ist, so haben wir auch schon dem ganzen Geheimnisse die Larve abgerissen."

„Der Abbé glaubt, es müsse dies ein Geliebter sein."

„Ei! ei!" meinte de Caujol, „der Mann der Kirche greift stracks auf's Richtige los; er liebt die Halbheiten nicht."

„Es ist aber unmöglich! Die ganze Vergangenheit von Madame Surcot schließt eine solche Annahme aus."

„Mag sein! zollen wir dem Engel alle Verehrung."

„Wenn Du die Witwe kenntest, würdest Du keinen Augenblick zweifeln."

„Also erkläre Du mir die Scene mit der Schaustellung."

„Aber ich wiederhole Dir, daß ich vergebens nach einem diesem sonderbaren Abenteuer zu Grunde liegenden Motive geforscht habe. Komm', versuche Du Dein Talent, mein lieber Hundenase," sagte de Beralec in schmeichelndem Tone.

Anstatt zu antworten sprang jedoch de Caujol plötzlich auf, indem er von einer mächtigen innern Aufregung ganz erschüttert schien.

„Was ist Dir denn?" fragte Yvon, diese plötzliche Aufregung bemerkend.

„Mir? nichts, durchaus nichts!" versetzte der Graf, der seine gewöhnliche Ruhe wiedergefunden hatte.

„Doch, doch, Du bist ja förmlich in die Höhe gefahren.“

„Aber nein; ich habe mich blos geschüttelt, um mir den mich bewältigenden Schlaf zu vertreiben. Denn jetzt ist bereits der Tag angebrochen, und ich könnte vor Ermüdung umfallen.“

Der Chevalier sah wohl ein, daß es ihm im gegenwärtigen Momente nicht gelingen würde, auch nur ein Wort aus dem Grafen herauszubringen; er stellte sich daher, als schenkte er der ihm gegebenen Erklärung vollen Glauben.

„Willst Du also, daß ich Dir den Weg zu Deinem Bette zeige, welches jedenfalls für Dich vorbereitet worden ist?“ schlug er vor.

„Ja, das wird mir sehr angenehm sein.“

In dem Augenblicke, wo de Beralec im Begriffe war, seinen Freund wieder zu verlassen, fragte ihn dieser im gleichgiltigsten Tone:

„Also ist Madame Surcot wohl gut conservirt?“

„Conservirt? Du erinnerst Dich wohl gar nicht mehr, daß ich Dir gesagt habe, sie sei höchstens zweiundzwanzig Jahre alt.“

„Schau! das ist wahr! . . . . . . aber ich bin vor Schläfrigkeit ganz dumm! Wenn ich ausgeschlafen habe, werden wir unser Gespräch fortsetzen.“

Dann ging auch Yvon, seinerseits die Ruhe zu suchen. Bei seinem Erwachen war sein erster Gedanke, in das Zimmer Pierre's zu eilen.

Auf dem Wege wurde er jedoch von Saint-Rejean aufgehalten, der, ihm ein Billet überreichend, zu ihm sagte:

„Es ist dies ein Brief, welchen Ihnen zu übergeben Caujol mich, als er fortging, gebeten hat.“

„Wie? er ist fortgegangen? Demnach hat er sich wohl gar nicht niedergelegt?“

„Er hat fünf Minuten, nachdem er in sein Zimmer gegangen war, dasselbe wieder verlassen.“

Der Brief enthielt die folgenden Zeilen:

„Der Scheerenschleifer muß mir die elf Monate Gefangenschaft entgelten. Ich gehe meine Revanche an ihm zu nehmen; aber halte Dich versichert, daß ich bei Gelegenheit dieser Revanche die Millionen miterwischen werde.“

„Was hat er vor?“ fragte sich de Beralec, durch das plötzliche Verschwinden de Caujol's ganz irre gemacht.

Drittes Capitel.

Welcher Beweggrund hatte wohl de Caujol dazu bestimmt, seinen Freund zu täuschen, als er, während er jene ungeheuere Schläfrigkeit geheuchelt, dennoch fünf Minuten später, anstatt sich zu Bett zu begeben, seinen Feldzug angetreten? Von welch' plötzlicher Idee war er überrascht worden, als er zum Erstaunen Yvon's so schnell in die Höhe gefahren. Hatte er etwa, als wahre Hundenase, auf den ersten Blick jene von de Beralec so vergebens gesuchte Spur gefunden? Man muß es wohl annehmen, da wir ihn, anstatt sich nach einer voll der größten Aufregungen durchwachten Nacht zu Bette zu begeben, im Geheimen auf und davon eilen gesehen haben.

Wie wir bereits gesagt, war während des Gespräches der beiden Freunde der Tag angebrochen. Als de Caujol, sich durch den Hausgang schleichend, hinaustrat, mochte es ungefähr sechs Uhr sein. Alles erglänzte in den Strahlen der Augustmorgensonne, welche den jungen Mann im Anfange beinahe blendete.

„Ah!“ machte er, aus voller Brust tief aufathmend, „wieder Luft und Licht! Das sind die beiden Dinge, welche ich während der langen Gefangenschaft, die der Scheerenschleifer mir theuer entgelten soll, entbehrt habe. Auf nun, Hundenase! Jetzt gilt's feine Witterung und namentlich flinke Beine haben ...... Sie haben's aber auch höchst nothwendig wieder etwas gelenkig zu werden, diese armen Beine, denen Petit-Ange für diesen Morgen eine so unerquickliche Erholung zugedacht hatte.“

Als ihm jetzt Petit-Ange einfiel, begann der Graf bei der Erinnerung an die gewaltig lange Zunge, welche der Bandit herausgestreckt, da die Hand Yvon's ihn an der Vollendung seiner Rede gehindert hatte, laut zu lachen.

„Ich habe ihm zwar versprochen, er würde gehenkt werden .... Im Grunde genommen ist er ja doch den Erstickungstod gestorben ...... ich bin daher nur zum Theile ein falscher Prophet gewesen.“

Als er das Haus verlassen, war Pierre, anstatt sich nach rechts oder links zu wenden, quer über die Straße weggegangen, und hatte sich auf der anderen Seite gerade dem Parfumerieladen gegenüber aufgestellt, das Gebäude genau betrachtend.

„Ja, da ist wohl das Haus Nr. 20, vor welchem ich damals stand, als ich de Beralec nachforschte. Es müssen demnach die Keller des Nachbarhauses, Nr. 18, sein, wo ich einen so langen und unfreiwilligen Aufenthalt genommen habe. Zunächst liegt am meisten daran zu erfahren, wie so die Keller dieses Hauses der Bande des Scheerenschleifers als Versteck dienen."

Er betrachtete nun mit prüfenden Blicken die Außenseite von Nummero 18, in deren Mitte das folgende Schild prangte:

Robert Briquet,
Posamentierer.

„Jedenfalls ein ganz ehrliches und friedliches Gewerbe," sagte er zu sich. „Bah! Stille Wasser sind tief. Ich muß erfahren, ob dieser Posamentierer ein Spießgeselle oder nur ein Diebshehler meines sehr intimen Feindes, des Scheerenschleifers, ist."

Demgemäß kehrte de Caujol wieder auf die andere Seite der Straße zurück und trat in den Posamentiererladen ein, in welchem sich zu so früher Morgenstunde nur ein mit dem Abstauben des Ladentisches und der Auslagefenster beschäftigter Ladendiener befand.

„Gut! blos ein Geschäftsdiener; das paßt mir um so besser," dachte er bei sich, als er diesen dienstfertig auf sich zueilen sah.

„Der Bürger wünscht?"

„Ich komme die Bestellung des Bürgers Pictupic abzuholen," sagte der vermeintliche Kunde mit voller Sicherheit im Tone.

„Pictupic ..... Pictupic,“ wiederholte der Ladendiener, nachdenklich aufblickend, indem er sich zu erinnern suchte.

„Ja, Pictupic ..... aus Rennes,“ wiederholte der Graf mit Nachdruck.

„Aus Rennes ..... Pictupic ...... und er soll etwas bei uns bestellt haben? Das ist sonderbar! Ich kann mich durchaus nicht darauf besinnen ...... Können der Bürger mir vielleicht sagen, auf welche Waaren dieser Auftrag lautete?“

„Ah! ja das, darüber weiß ich nichts anzugeben; denn Pictupic hat mir blos geschrieben: Gehe doch, ehe Du nach Rennes zurückkehrst, zu meinem Freunde Briquet, dort die Bestellung, welche ich bei ihm gemacht habe, zu holen und zu bezahlen.“

„O! o! wenn der ein Freund des Bürgers Briquet ist, muß er, wie es scheint, nicht oft nach Paris kommen, da er von dem Unglücke, welches sich zugetragen hat, nichts weiß,“ rief der Commis aus.

„Welches Unglück?“

„Mein Patron, Briquet, ist nämlich eines Abends ausgegangen und seitdem hat man nichts wieder von ihm gehört ..... Ist er in irgend einem Winkel von Paris um's Leben gekommen? wir wissen es nicht. Die Bürgerin hätte gewünscht, daß wenigstens der Leichnam wieder gefunden worden wäre ..... Deswegen hat mich die Patronin auch am Tage nach dem Verschwinden des Herrn geschickt, einen auf der Straße aufgehobenen und im Palais Nivernais ausgestellten Leichnam zu recognosciren. .....“

„Und das war der seinige?“

„Das Gesicht jenes Leichnams war von Messerstichen zerfleischt und die Nase abgeschnitten worden; kurz: derart entstellt, daß es mir vollkommen unmöglich schien, zu bestimmen, ob es der Körper des Patrons sei.“

„Und wer sagt Ihnen, daß er es nicht gewesen ist?“

„O! nein. Der Bürger war ein Mann von friedlichem Charakter und ruhigem Benehmen, und man hat mir gesagt, daß jenes der Leichnam eines Taugenichts sei, der in einem nächtlichen Straßenkampfe der Rue de Seine seinen Tod gefunden hatte.“

„Ja; aber mit alledem bin ich noch immer nicht zu den von Pictupic bestellten Waaren gekommen,“ drängte de Caujol, so auf den ursprünglichen Gegenstand zurückkommend, um dem Gespräche eine andere Richtung geben zu können.

„Wahrscheinlicher Weise hat die Patronin den von dem Bürger Pictupic an den verstorbenen Briquet gerichteten Brief geöffnet und die Ausführung des Auftrages besorgt, von dem ich wirklich gar nichts weiß.“

„Also fragen Sie die Frau.“

„Ja, das wäre wohl sehr einfach; aber es ist noch sehr früh am Tage und sie ist noch nicht aufgestanden ..... Wenn der Bürger vielleicht im Verlaufe des Tages wiederkommen könnten?“

„Es sei! ich werde wiederkommen. Ah! ich habe überhaupt kein Glück mit den Aufträgen von Pictupic ..... er hat mir auch einen solchen für Euern

Nachbarn Surcot ertheilt, und wie ich höre, ist der gleichfalls verstorben.“

„Ja, sehen Sie, er starb, während er eben mit dem armen Briquet dinirte, der einer seiner guten Freunde war. Der verstorbene Surcot, welcher ihn zum Speisen geladen hatte, starb am Schlusse der Tafel in den Armen Briquet's ...... krach! stürzte er hin; es war eben ein Schlaganfall.“

„Nun gut; ich will Sie nicht um die Zeit bringen ...... Ich werde wiederkommen, wenn die Patronin hier sein wird,“ meinte der Graf, dem es für den Augenblick nicht darum zu thun war, noch mehr über diesen Gegenstand zu erfahren.

Als er den Laden verließ, ging er auf den Boulevard zu.

„Ah!“ machte er, „ein guter Anfang! ...... Ich möchte wetten, daß der verstorbene Posamentierer ein Gefährte des Scheerenschleifers, und daß er es war, den Yvon in der Nacht des Straßenkampfes erschossen hat. Mit Hilfe der Vorsichtsmaßregel, sie zu entstellen — ihnen die Toilette zu machen, wie der Obsthändler, vor dessen Laden der Kampf stattgefunden, es hat nennen hören — verhindert der Scheerenschleifer, daß seine todten Spießgesellen, deren Leichname er auf dem Kampfplatze zurückzulassen gezwungen ist, wieder erkannt werden könnten. Also ist es Meister Briquet gewesen, dessen Leichnam ich, als ich denjenigen Yvon's suchte, in dem untern Saale des Palais Nivernais gesehen habe.

„Ha! der Posamentierer war ein Freund Surcot's ...... gut, daß ich es weiß! ...... ein falscher

Freund, in jedem Falle; denn ich hege einen unbestimmten Verdacht, daß er bei dem Schlaganfalle des Gatten jenes vielgeliebten Engels meines Yvon die Hand im Spiele gehabt habe."

Als Pierre so weit in seinem Monologe gekommen war, hatte er eben den Boulevard erreicht. In Folge der frühen Morgenstunde war die sonst belebte Straße noch ganz vereinsamt.

Gleichwohl standen einige Männer als müßige Zuschauer bei den Demolirungsarbeiten, welche man damals ausführte, um die Sackgasse Taitbout, die heute den Namen Rue Helder führt, einen Ausgang nach dem Boulevard zu verschaffen.

De Caujol trat auf die der Garnison des Hauses Surcot entnommenen vier Männer zu, welche er mit der Weisung, ihn an dieser Stelle zu erwarten, vorausgeschickt hatte.

„Also sind wir vollkommen einverstanden, meine Freunde; Ihr seit bereit, mir Beistand und Hilfe bei dem Spiele zu leisten, welches ich mit dem Scheerenschleifer aufzunehmen im Begriffe bin?" fragte er.

Der Graf war all' diesen Royalisten zu wohl bekannt, als daß sie sich nicht sammt und sonders hätten glücklich schätzen sollen, sich ihm nützlich erweisen zu können. Es wurde ihm daher leicht genug, die gewünschte Zusicherung von ihnen zu erhalten.

„O!" fuhr er dann fort, „glauben Sie mir, das Abenteuer gehört nicht gerade zu den unangenehmsten; denn zunächst führe ich Sie zu einem jungen sehr schönen Mädchen. . . . . ."

„Um sechs Uhr Morgens!“ riefen Alle erstaunt aus.

„Das ist die beste Zeit, um sie gewiß im Bette zu treffen.“

„Hm! hm!“ meinte einer der jungen Leute, „Du proponirst uns da eine sonderbare Expedition, Freund de Caujol. Wenn Du nach einer elfmonatlichen Gefangenschaft zu einem schönen Weibe gehst, kannst Du meiner Ansicht nach unsere Gegenwart kaum benöthigen ..... wir dürften Dich nur stören.“

Alle fingen zu lachen an.

„Kommt immerhin. Ich schwöre Dir, daß Du noch nie einem keuscheren Mann gefolgt bist.“

Hierauf setzte sich die Gesellschaft besten Muthes in Bewegung.

Nach einem Marsche von einer halben Stunde hatte die Truppe den Luxembourggarten erreicht.

„Das ist der Ort, wo wir zu thun haben,“ sagte jetzt de Caujol, indem er ihnen ein schmuckes, von Hof und Garten umgebenes Häuschen zeigte, welches zur Linken von dem Eingange in den Luxembourggarten lag.

„Aber das ist ja das Haus Poussette's, der Schauspielerin vom Troubadourtheater!“ rief einer der Gefährten.

„Ganz richtig,“ meinte de Caujol.

„In wiefern aber hat Poussette mit unserer Unternehmung gegen den Scheerenschleifer etwas zu thun?“

„Meiner Treu, d'Hosier, wenn ich Dir Alles genau erklären muß ...... so sage es lieber sofort ..... denn bei dieser Unternehmung dürfte Ueberraschung auf Ueberraschung folgen. Dann wollen wir aber auch

gleich die Expedition um zwei Monate hinausschieben, während deren ich im Stande wäre, Dir Alles haarklein zu erklären," bemerkte de Caujol, der durch diese scherzhafte Rede allen Auseinandersetzungen aus dem Wege ging.

„Nicht doch, gehe voran; wir folgen Dir, ohne Dich weiter auszufragen," entgegnete d'Hosier, der die Zurechtweisung gefühlt hatte.

„Eure Instruction ist also folgende: Ihr bleibt vor dieser Thür, um die Kommenden und Gehenden zu überwachen. Wenn Ihr einen ungefähr dreißigjährigen blassen Mann hineingehen seht, so müssen zwei von Euch hinter ihm eintreten und keinen Schritt weit von seinen Fersen mehr weichen. Wenn Ihr ihn dagegen herauskommen seht, so müßt Ihr ihm in geschickter Weise folgen, so daß Ihr Euch genau Rechenschaft von seinen Schritten und Handlungen geben könnt. Habt Ihr mich wohl verstanden?"

„Ja, ja wohl."

„Also werde ich eintreten. Aber nun aufgepaßt und laßt Euch das Wild nicht entschlüpfen."

Nach der Ertheilung dieser Befehle trat de Caujol vorsichtig in das Haus der Schauspielerin.

Schon in der Vorhalle begegnete ihm ein Stubenmädchen.

„Ist Charles oben?" fragte er im unbefangensten Tone, als wäre er der beste Freund des Mannes, den er suchte.

„Nein, Herr Charles ist noch nicht gekommen; aber Madame erwartet ihn zum Frühstück," versetzte

das Stubenmädchen, bestochen durch das freundliche Aussehen des großen, hübschen, jungen Mannes, der sie schmeichelnd am Kinn faßte.

„Das ist ärgerlich! wirklich ärgerlich!“ wiederholte der Graf verstimmt. „Ich habe Eile, und es fehlt mir die Zeit wieder zu kommen; und gleichwohl ist es sehr dringend, daß ich mit ihm spreche.“

„So sagen Sie Ihre Angelegenheit Madame, und diese wird es ihm ausrichten, sobald er kommt.“

„Also ist sie schon aufgestanden?“

„O! wenn sie ihren Charles erwartet, da hat sie keine Ruhe im Bette. Ah! das ist einmal ein Schatz, der sich rühmen kann, wirklich geliebt zu werden!“

„So frage sie denn, ob sie mich empfangen will; sage ihr, Hundenase ist hier .... sie sollte sich meines Namens noch erinnern.“

„Den kann man auch nicht leicht vergessen,“ meinte lachend das Mädchen, welches auf die Treppe zuging, die zu dem Schlafzimmer der Schauspielerin führte.

Sobald er sich allein sah, eilte de Caujol auf die Straße und rief zwei seiner Leute herbei, welche er in der Vorhalle aufstellte.

Eine Minute darauf erschien bereits die liebenswürdige blonde Poussette in dem ebenerdigen Empfangszimmer, in welches Pierre wieder eingetreten war.

„Schau! das ist ja der junge Mann, welcher eine Nacht in meinem Schlafzimmer zugebracht hat. Wohlan! man bekommt Ihre Bekanntschaft allerdings nicht satt; denn Sie belästigen die Leute nicht all zu

sehr mit Ihren Besuchen! Es hat wirklich nicht dafür gestanden, daß Sie damals durchaus Freundschaft mit mir schließen wollten."

„Wir sind gleichwohl so aufrichtige Freunde, Poussette, daß ich blos gekommen bin, um Ihnen einen Dienst zu erweisen."

„Was für Dienst?"

„Sie erwarten Charles, nicht wahr? Er kann nicht kommen; denn er befindet sich in einer Gefahr, welche nur Sie zu beschwören im Stande sind. Darum hat er mich auch geschickt, Sie zu holen."

Die kleine Blondine war todtenbleich geworden. Jedenfalls war es auch die außerordentliche Liebe, welche sie für den Mann von dessen Lebensweise sie keine Ahnung hatte, empfand, die sie jetzt so leichtgläubig machte.

„Brechen wir auf," sagte sie sofort ohne Zögern.

„Nicht mit mir, Poussette. Ich habe zwei Freunde hier, welche Sie führen sollen. Ich muß noch andere Maßregeln treffen, um Charles zu retten; aber ich werde Ihnen nachkommen."

In der kummervollen Angst, in welcher sie sich befand, besaß die arme Schauspielerin weder Ueberlegung noch Willen mehr.

„Führt sie in das Haus Surcot's und laßt sie nicht einen Augenblick aus dem Auge; sie ist eine Geißel, die ich Euch anvertraue," flüsterte der Graf den beiden Männern zu.

„Schau! Madame geht weg? Sie werden also nicht frühstücken?" meinte das Stubenmädchen, welches,

als es die Treppe herabkam, eben die Gebieterin das Haus verlassen sah.

„Aber ja, mein kleiner Schalk, freilich wird gefrühstückt .... und sorge dafür, daß die Mahlzeit gut gerathe; denn mein Freund Charles und ich, wir rechnen darauf, uns zu erfrischen ...... Vorausgesetzt, daß er sich pünktlich einstellt!“

„O! Herr Hundenase, da dürfen Sie ganz ruhig sein; mit dem Schlag zehn Uhr werden Sie sich des Anblicks seiner Nasenspitze erfreuen können.“

Mit der Rückseite nach dem Luxembourggarten gelegen, bestand das kleine Palais der Schauspielerin aus einem Erdgeschosse und zwei Stockwerken, über welchen sich dann jene italienische Terrasse befand, auf der de Caujol, als er, im Luxembourggarten verfolgt, die mit der Fontaine der Medicis einen Winkel bildende Mauer hinaufgeklettert war, zuerst festen Fuß gefaßt hatte.

Das Erdgeschoß war nur in zwei Räume abgetheilt: in einen kleinen Salon und in den geräumigen Speisesaal, in welchem damals, als sich der Flüchtling bei der Schauspielerin einschlich, gerade eine so lustige Gesellschaft soupirte. Im ersten Stockwerke lag das Boudoire, das Ankleidecabinet und das Schlafzimmer der blonden Poussette.

De Caujol hatte sich in den Speisesaal begeben und postirte sich dort vor einem Fenster, durch dessen feine Mousselinvorhänge er die nach der Straßenfront gelegene Einfahrt des Hauses wohl überwachen konnte. Von diesem Platz aus mußte er also einen Jeden, der von Außen in das Haus kam, sehen und erkennen.

Beständig ab- und zugehend beschäftigte sich die Zofe mit den Vorbereitungen für das Dejeuner und deckte den Tisch.

„Wie heißt Du, mein schönes Kind?“ fragte der junge Mann.

„Bouchu heiße ich, Bürger.“

„Bouchu ist Dein Familienname; ich frage Dich aber nach dem andern, nach jenem Zunamen, welcher wohl zärtlich ausgesprochen wird, von dem glücklichen Geliebten .....“

„Rosalie, das ist mein Zuname ..... nur muß ich Sie bitten, zu glauben, daß ich keinen Geliebten habe.“

„Ah! bah! da müßtest Du ja für eine Pariserin gar zu ungeberdig sein.“

„Aber ich bin ja keine Pariserin; ich bin aus Vincennes ..... und in Vincennes giebt es noch rechtschaffene Jungfrauen, glauben Sie das.“

„Freilich glaube ich es; ich bin sogar überzeugt davon, meine reizende Rosalie,“ sagte de Caujol, während er sich gleichwohl mit dem schönen Mädchen gewisse Freiheiten erlaubte, welche sie, trotz der von ihr erhobenen Ansprüche auf makellose Tugend, gar nicht zu bemerken schien.

„O! was Sie doch für leidenschaftlicher Küsser sind!“ rief sie endlich aus, als sie nach dem zehnten ihr gestohlenen Kusse ein wenig protestiren zu müssen glaubte.

„Wo immer ich der Tugend begegne, bringe ich ihr meine Huldigungen dar ..... Die Tugend besitzt

die höchste Anziehungskraft für mich, Rosalie; sie reißt mich selbst wider meinen Willen hin."

„Aber Sie lassen sich gar zu sehr von ihr anziehen ..... wenn Sie nochmals so anfangen, versetze ich Ihnen eine Ohrfeige," drohte das Stubenmädchen, als sie sah, daß der junge Mann von Neuem Miene machte, ihr einen Kuß zu rauben.

„Nein, meine Holde; Du wirst mir keine Ohrfeige geben ...... denn Du bist eine eben so sparsame als tugendhafte Jungfrau; und da Du zu diesem Zwecke den Stoß Teller, welchen Du im Arme hast, fallen lassen müßtest ....."

Und so die Verhältnisse, welche Rosalie eine Vertheidigung unmöglich machten, ausnützend, führte Pierre gleich einen doppelten Streich aus, indem er auf eine jede der sehr appetitlichen Wangen der hübschen Brünette einen herzhaften Kuß drückte.

Wie man sieht, war der fürsorgliche de Caujol bemüht, sich allenthalben Freunde und Freundinnen zu schaffen.

„Ah!" fuhr er dann fort, „sage mir doch, meine Liebe, wie es kommt, daß ich Dich, tugendhaft wie Du bist, im Dienste einer Schauspielerin finde ...... einer Gefallenen, deren Sitten Deine festen Grundsätze unerschütterlicher Tugend verletzen müssen?"

„Ah! das verhält sich so: Zunächst habe ich mich in Vincennes, der Festung mit den alten traurigen und dunkeln Mauern, zu sehr gelangweilt."

„Schau! Du hast also in der Festung gelebt?"

„Ja, mein Vater ist dort Kerkermeister."

„Wirklich?“

„Und meine beiden Brüder ......“

„Auch Kerkermeister?“

„Gewiß. Und wenn ich mich nicht rasch genug auf und davon gemacht hätte, würde man mich gezwungen haben, Mathurin zu heiraten.“

„Ist das vielleicht ein vierter Gefangenwärter?“

„Wie Sie sagen.“

„Ja; aber dann ist ja die Familie Bouchu beinahe Herrin der Festung von Vincennes!! Wohlan! gut, daß ich es weiß. Sollte ich jemals dort im Verließ gefangen sein, werde ich mich auf Deine Protection verlassen, meine Schöne.“

„Wenn ich mich nicht etwa dennoch zu jener Heirat entschließe, gedenke ich nicht, sobald nach Vincennes zurückzukehren.“

„Und warum solltest Du jenen guten Mathurin, für den ich, ohne ihn zu kennen, mich so lebhaft interessire, nicht heiraten?“

„O! er ist zu alt.“

„So gar sehr alt?“

„Den Teufel auch! Als ich von dort wegging, sollte er eben zum Thorwart des Forts ernannt werden ..... nach der Anciennität!! Der Vater und die Brüder meinten, ich würde da eine schöne Stellung einnehmen.“

„Dein Vater und Deine Brüder haben vollkommen Recht, Rosalie. Bedenke doch: die Frau Thorwärterin von Vincennes! Das muß ja Deinem Ehrgeize schmeicheln, ... ohne noch in Betracht zu ziehen, daß Du,

wenn Du erst verheiratet bist, nicht die ewige Qual mehr haben wirst, Deine Tugend gegen die verwegenen Angriffe der Männer zu vertheidigen ..... denn ich muß es mit Kummer gestehen, sie sind heutzutage sehr frech ..... O! die Sitten! die Sitten! Ich möchte mir vor Scham das Gesicht verhüllen!"

Wie es schien, mußte de Caujol seine Hände nicht gerade zur Verhüllung seines Antlitzes verwenden; denn das Kammermädchen, ihre umschlungene Taille befreiend, rief eben aus:

„Ha! hören Sie, Sie Spaßmacher! weg mit Ihren Händen! Es ist gar nicht übel, Sie den moralischen Menschen spielen zu sehen."

„Wie? ich bin nicht moralisch? ...... ich, der ich Dir zurede, Mathurin zu heiraten?"

„Ja wohl; aber Sie interessiren sich etwas gar zu lebhaft für ihn ..... Und überdies, sei dem wie ihm wolle, ist Ihr Rath auch unnütz. Es fällt mir gar nicht ein, Mathurin zu heiraten, um in dem Fort Vincennes vor Langweile zu sterben, während ich mich hier, bei meiner kleinen Gebieterin, ganz glücklich fühle."

„Du liebst sie wohl recht sehr?"

„Sie ist so liebenswürdig, so sanft, so heiter ..... und bis zur Thorheit gutherzig! Denn wenn sie nicht gar so gutmüthig wäre: würde sie sich dann wohl damit zufrieden geben, immer allein in ihrem Winkel zu leben, stets treu dem schönen Dunkelmann, der kommt, wann es ihm beliebt, wieder geht, ohne daß man weiß, mit was er seine Zeit verbringt, und der beständig wiederholt: Binnen Kurzem werden wir reich

sein, und dann wollen wir Paris verlassen, um verheiratet und glücklich fern von hier zu leben.“

„Das scheint mir aber ja sehr schön.“

„Ja wohl; aber über dem Warten vergeht die schöne Jugend ziemlich traurig, während sie alle Vergnügungen im reichlichsten Maße haben könnte, wenn Madame nur ein Viertel der Anträge, welche ihr gemacht werden, annehmen wollte.“

„Höre, Rosalie, weißt Du, daß ich in Verzückung vor Deiner erhabenen Tugend dastehe, die, während sie Dich mit solch' außerordentlicher Strenge gegen Dich selbst verfahren läßt, Dich andererseits so nachsichtig gegen Deine Nebenmenschen macht. So läßt mich auch Deine Entrüstung darüber, daß Poussette nicht zwei oder drei andere Verhältnisse zu gleicher Zeit unterhält, bei Dir eine Tugend erkennen, welche zu leben versteht.“

„Den Teufel auch! Wenn man Alles bedenkt, ist sie wirklich gar zu dumm! Sie lebt und athmet nur für ihren Charles.“

„Ja, sie würde, wie man sagt, für ihn in's Feuer gehen!“ ergänzte de Caujol lachend.

„Sie lachen darüber? Und gleichwohl ist das, was Sie da sagen, nichts mehr als die buchstäbliche Wahrheit. Sehen Sie, es ist jetzt fünf Monate her; als das Odeon, uns gegenüber, abbrannte, waren wir in Gefahr, bei lebendigem Leibe gebraten zu werden; alle Nachbarn waren geflohen .... und sie, Gott bewahre! Ihr Herr Charles war hier, und der wollte

nicht fortgehen; also ist auch sie ganz ruhig im Hause geblieben, ohne von der Stelle zu weichen."

Rosalie hatte die volle Wahrheit berichtet; denn fünf Monate zuvor, am 18. März 1799, war das Odeontheater vom Feuer gänzlich zerstört worden. Bei Erwähnung der Einäscherung dieses Theaters glauben wir einige Detailumstände berichten zu sollen.

Nachdem er das Palais Condé für drei Millionen gekauft hatte, wollte Ludwig XVI. das geräumige so erworbene Terrain nutzbar machen, indem er dort einen neuen Stadttheil gründete, dem das sofort errichtete Theater einiges Leben verleihen sollte. Das ehemals von dem Palais Condé eingenommene Terrain ist noch heute durch das Dreieck bezeichnet, welches die Straßen: Monsieur le Prince, Vaugirard, Condé und endlich der Platz vor dem Odeon, wo sich das eigentliche Palais befunden hatte, einschließen.

Auf dem Grund und Boden dieses Palais selbst wurden die ersten Baulichkeiten des Theaters errichtet. Die Arbeiten, welche nur langsam vorschritten, wurden nach drei Jahren unterbrochen und von dem heute den Odeonplatz bildenden Terrain wurde dann der monumentale Bau in das Innere des ehemaligen Gartens, an die Stelle, wo er noch heute sich befindet, verlegt.

Die Eröffnung des Theaters, welches sich Theater Français nannte, fand im Jahre 1782 statt. Bei der Einweihung dieser Bühne war es, wo man zum erstenmale anstatt der bis dahin gebrauchten Kerzen einen Versuch mit jenen neuen Quinquet genannten

Lampen machte, welchen man den Namen ihres vorgeblichen Erfinders, eines Apothekers, der Lampenfabrikant geworden war, beilegte.

Erwähnen wir sofort, daß es mit dieser Erfindung ebenso, wie mit den meisten andern Erfindungen ging: Quinquet, der den Ruhm und den Reichthum einheimste, war nur ein Nachahmer, welcher die Idee dem wirklichen Erfinder, einem Genfer Arzte Namens Argan, gestohlen hatte.

Die Revolution kam und raubte dem Odeon seinen Titel „Theater Français“, um ihn durch den des „Theater de la Nation“ oder vielmehr den des „Theater de la Section Marat“ zu ersetzen.

Während der Schreckensherrschaft blieb das Theater, da die Künstler eingesperrt worden waren, geschlossen. Im Anfange des Directoriums pachtete eine Gesellschaft die Localitäten, um dort Bälle zu veranstalten. Zur Zeit, wo unsere Geschichte spielt, war, wie wir bereits bemerkt haben, alles nach Art und Benennung griechisch. Diese Bälle wurden also Thiases genannt und dem Gebäude der Name Odeon gegeben. Trotz dieser griechischen Benennungen wurde die Gesellschaft dennoch fallit, und der Saal diente nur noch zu politischen Versammlungen.

Am Ende des Jahres 1798 eröffnete der Director Sageret das Haus wieder, um das Repertoir von Picard dort zur Aufführung zu bringen, und schon nach wenigen Monaten der Benützung, am 18. März 1799, wurde das Theater von der Feuersbrunst derart zerstört, daß nichts als die nackten Mauern übrig blieben.

Diese nackten, vom Feuer geschwärzten Mauern blieben acht Jahre hindurch als Ruinen stehen, bis man sie im Jahre 1807 abermals zum Wiederaufbau des Theaters benützte, welches außer der Verlängerung, die das Gebäude durch die Anfügung der Arcaden der Rue Vaugirard erfuhr, seine äußere Form unverändert beibehielt. Die so wieder benützten Mauern mußten aber auch sehr fest gewesen sein; denn sie stehen noch heute aufrecht da, trotz der zweiten Feuersbrunst, welche im Jahre 1819 nochmals die Bühne zerstörte.

Zum Schlusse wollen wir nur erwähnen, daß dieses Theater, welches in der Absicht, dem neuen Stadttheile einiges Leben zu verleihen und die Bauunternehmer anzulocken, errichtet worden war, im Jahre 1799, also zur Zeit, bei der wir in unserer Erzählung angelangt sind, seinen Zweck noch nicht erfüllt hatte. Die auf dem Terrain der ehemaligen Gärten des Palais Condé ausgesteckten Straßen waren noch immer von langen, kaum hie und da von einzelnen Häusern unterbrochenen Geländern eingefaßt. Die Rue d'Odeon bestand erst aus den zwei Eckhäusern nach dem Platze zu. In dem linken Eckhause war es gewesen, wo Fabre d'Eglantine und Camille Desmoulins gewohnt hatten, als die Schreckensherrschaft sie dem häuslichen Herde entrissen und auf demselben Karren zum Schaffot geführt hatte.

Gerade die der Wohnung Pouffette's gegenüberliegenden Ruinen des niedergebrannten Theaters waren es gewesen, wo de Caujol seine kleine Wachmannschaft

postirt hatte, welche jetzt durch den Abmarsch der beiden Gefährten, die der schönen Schauspielerin als Escorte dienten, auf die Hälfte reducirt war.

Die beiden noch übrigen Wächter ließen den Eingang des Hauses keinen Moment aus den Augen, immer auf den ihnen bezeichneten Mann mit dem bleichen Gesichte lauernd.

Und mittlerweile setzte de Caujol seine Unterhaltung mit der so überaus tugendhaften Rosalie fort.

„Wie? also ist Deine Gebieterin, Poussette, wirklich so verliebt in ihren Charles?"

„Bis zum Wahnsinn verliebt!"

„Und er, liebt er sie auch?"

„Ja, er betet sie an. Ein wirkliches Turteltaubenpaar! Nur ist für die Beiden das ganze Jahr hindurch Frühling."

„Aber dann wird ja der arme Charles, der darauf rechnet, seine Vielgeliebte hier zu finden, ganz untröstlich sein, sie zu vermissen. Ich fürchte sogar, daß dieser mißliche Umstand das Vergnügen, welches es ihm bereiten wird, mir hier zu begegnen, beträchtlich vermindern dürfte. Ich möchte wetten, er wird dadurch ganz vergessen, mir um den Hals zu fallen."

„Er erwartet also nicht, Sie hier zu finden?"

„Nein, es ist dies eine Ueberraschung, welche ich ihm bereiten will ...... Diese um so angenehmer zu gestalten, könntest Du mir wohl behilflich sein."

„Wie das?"

„Wenn er kommt, so sage ihm weder daß ich hier bin, noch daß Poussette abwesend ist. Lasse ihn

eintreten ..... Sprich gar nichts ..... Du könntest dadurch nur die Freude stören, welche ich ihm durch meine Anwesenheit zu bereiten hoffe. Er wird Dir es später Dank wissen; davon bin ich überzeugt."

„So werde ich denn, sobald ich ihn kommen sehe, schleunigst in die Küche gehen, die erste Schüssel des Dejeuners zu holen."

„Ja, das ist ein guter Einfall ...... Auf diese Weise wird keine Zeit verloren gehen, und wir werden uns sofort zur Tafel begeben können ...... was mir besonders angenehm sein wird, da ich einen fürchterlichen Hunger habe! O! aber einen Hunger! ...... daß ich meinen Freund verwünschen könnte, wenn er sich auch nur noch so kurze Zeit verspäten würde."

„Ah! da können Sie ohne Furcht sein. Ein Soldat kann sich nicht pünktlicher bei seinem Obersten zum Rapport einfinden, als Charles bei seiner Poussette."

Während sie jetzt auf die Uhr deutete, welche gerade die zehnte Stunde zeigte, meinte die brünette Rosalie:

„Warten Sie; gleich werden Sie sich überzeugen."

Nun begann die Uhr zu schlagen.

Bei dem fünften Schlage rief die Zofe aus:

„Nun? was habe ich Ihnen gesagt?"

Hiebei deutete sie mit dem Finger auf eine Gestalt, welche, wie man durch das dünne Gewebe der herabhängenden Vorhänge sehen konnte, der Einfahrt gegenüber auf das Haus zuging.

„Ich eile in die Küche, die erste Schüssel zu

holen, und überlasse Sie ungestört Ihren Umarmungen,“ meinte das hübsche Mädchen davonhüpfend.

Eine Minute darauf trat der Scheerenschleifer ein. In dem Glauben Poussette hier zu finden, war sein Schritt ein eiliger, blickte er heiter und liebevoll um sich.

Anstatt des geliebten Antlitzes erblickte er das höhnische Gesicht de Caujol's, der, mit vorgebundener Serviette am Tische sitzend, ihm im heitersten Tone zurief:

„Ei! so kommen Sie doch, theurer Freund; wahrhaftig, ich bin, Sie erwartend, beinahe Hungers gestorben!“

Bei diesem höchst überraschenden Anblicke fuhr der ganz vernichtete Scheerenschleifer einen Schritt zurück, um zu fliehen.

Aber hinter ihm und die Thür, durch welche er eingetreten war, bewachend, standen die beiden Freunde des Grafen, die der ihnen ertheilten Instruction, dem Manne mit dem bleichen Gesichte, sobald er in das Haus treten würde, zu folgen, genau nachgekommen waren.

Als er sich den Rückzug dermaßen abgeschnitten sah, loderte in den Augen des Scheerenschleifers ein wildes Feuer auf, und im nächsten Augenblicke erschienen seine beiden Hände, mit welchen er in die weiten Taschen seines Ueberrockes gefahren war, mit zwei Pistolen bewaffnet wieder, welche er auf de Caujol richtete.

„Befiehl Deinen Leuten mir den Weg freizulassen,

oder ich bringe Dich um," donnerte er mit einer vor Wuth bebenden Stimme.

Der Graf warf sich in seinen Sessel zurück und fing den drohenden Waffen gegenüber zu lachen an, indem er sagte:

„Und Poussette? Du Tölpel!"

Dies Alles hatte sich so räsch zugetragen, daß der Scheerenschleifer zunächst nur an die ihm drohende Gefahr und an die Mittel gedacht hatte, derselben zu entgehen. Sobald er aber den Namen Poussette nennen hörte, begriff er, daß diese in Gefahr sei, und die Waffen zitterten in seinen Händen.

„Ja," fuhr de Caujol fort, „Du vergißt wohl die gute kleine Poussette, die uns für eine jede Deiner übereilten Handlungen einsteht. Geh doch, Dummkopf! liefere Deine Waffen an diese Herren aus und setze Dich hieher an diesen Tisch. Wir werden, den Becher in der Hand, von jenem reizenden Mädchen plaudern."

In diesem Manne der Gewaltthaten und der Morde, dessen Grausamkeiten die ganze Gegend in Schrecken versetzten, regte sich gleichwohl noch ein edles Gefühl. Die innige Liebe, welche er für die Comödiantin hegte, war der einzige Punkt, wo dieser, allen bessern Einflüssen trotzbietende Bandit noch menschlichem Empfinden zugänglich geblieben. Die schöne Blondine aber betete er mit der ganzen Gluth seiner leidenschaftlichen, energischen Natur an. Gerade darum, weil er sich unwürdig fühlte, der Gegenstand einer wahren Liebe zu sein, hatte er sich von der ihm gewidmeten,

vertrauensvollen, aufrichtigen und blindergebenen Liebe seiner Maitresse vollkommen bezwingen lassen. In ihrer Nähe vergaß er, daß er ein Verbrecher war; er fühlte sich wahrhaft glücklich; denn bei dem Anblicke des geliebten Wesens floh der Geist des Bösen aus seinem verderbten Herzen. Der Blutdurst, die Furcht vor der sühnenden Hand der Gerechtigkeit, selbst die Gewissensbisse schwanden wie mit einem Zauberschlage, sobald er sich bei dem Weibe befand, dessen aufrichtige und wahre Liebe es allein vermochte, den erbarmungslosen Banditen in einen unterwürfigen Sclaven zu verwandeln.

Darum reichte auch die geringste, Poussette bedrohende Gefahr hin, die Verwogenheit des Mannes zu bändigen, welcher dem Schaffot hohnlachte und gegenüber den Weherufen der zahllosen, von ihm erbarmungslos gemarterten Opfer stets taub blieb.

Sobald de Caujol den Namen der Schauspielerin ausgesprochen hatte, wendete sich auch der Bandit nach den beiden an der Thür aufgestellten Wachen um und übergab ihnen, ohne ein Wort zu sprechen, seine Waffen.

Dann sank er in einen Stuhl und fragte mit bebender Stimme:

„Was haben Sie mit Poussette gethan?“

„Donnerwetter! Den Fuchs habe ich richtig an der Kette!“ sagte sich der Graf, als er die Unterwürfigkeit des verliebten Banditen sah.

„Was haben Sie mit Poussette gethan?“ wiederholte Charles in einem etwas mehr bittenden Tone.

Ehe Pierre noch den Mund zur Antwort öffnete,

trat das Stubenmädchen, eine Schüssel tragend, in das Zimmer.

„Das Dejeuner ist bereit," rief sie.

Als sie die beiden noch hinzugekommenen Gefährten gewahr wurde, riß sie erstaunt die Augen weit auf.

„Schau! Sie sind jetzt zu Vieren," sagte sie, „ich fürchte, die Mahlzeit dürfte etwas knapp sein."

„Bah! bah! tugendsame Rosalie," meinte de Caujol. „Die hier anwesenden Bürger sind gleichfalls alte Freunde Deines Herrn, und da die Freude, uns wieder so zusammenzufinden, uns den Appetit etwas verdorben hat, dürften wir Deinem Dejeuner nicht allzu eifrig zusprechen."

„Und Sie hatten doch einen so fürchterlichen Hunger."

„Das ist wahr, mein Kind; aber die freudige Erregung hat mir förmlich den Magen zusammengeschnürt. Geh', kehre in die Küche zurück; wir werden Dich rufen, wenn wir noch etwas brauchen."

„Es sieht aus, als ob Sie mich wegschicken wollten."

„Nein, nicht das; aber Du mußt doch einsehen, daß unter Männern das Gespräch leicht von einer Art sein dürfte, die Keuschheit einer züchtigen Jungfrau, wie Du bist, zu verletzen."

Und während er dies sprach, drängte der junge Mann das muntere Kammermädchen ganz sanft zur Thür hinaus.

Zitternd, düster und stumm hatte der Scheerenschleifer, ohne sie zu beachten, dieser Scene beigewohnt. Die fürchterliche Unruhe, welche ihm das Hirn zermarterte, gab keinem andern Gedanken in ihm Raum.

„Was haben Sie mit Poussette gethan?“ fragte er jetzt zum dritten Male, von der Angst ganz gebrochen.

„Mein Junge, diese Herren und ich, wir sterben beinahe Hungers; also lass' uns zunächst das Dringlichste verhandeln. Den Teufel auch! wir haben ja dann noch immer Zeit genug, von Deinem Täubchen zu sprechen ..... Wer zu warten versteht, gelangt schließlich mit Allem zum Ziele ..... Schau mich an! habe ich nicht auch elf Monate gewartet, ehe mir das Vergnügen geworden ist, meine kleine Revanche nehmen zu können? Und Du siehst, dieser glückliche Augenblick ist dennoch gekommen. Darum, trinke und iß ..... oder auch, iß nicht, wenn Dir dies lieber sein sollte. ..... Da die Portionen ohnehin etwas knapp sind, können meine Freunde und ich durch Deine Enthaltsamkeit nur gewinnen.“

Während er so sprach, machte der junge Mann von Messer und Gabel mit einer Hast Gebrauch und sprach er dem Glas so eifrig zu, als ob er wirklich dem Hungertode nahe gewesen wäre.

„Ein guter Wein!“ meinte er, mit der Zunge schnalzend, „wirklich, ein guter Wein! D'Hosier, ich kann Dir ihn empfehlen. Er hat Lager, Farbe und Aroma; ein wirklicher Weinbeißertrunk! Ei! ei! Scheerenschleifer, Du mußt wohl irgend einem Feinschmecker die Füße in's Feuer gesteckt haben, um ihm den Schlüssel zu seinem Keller mit seinen Weinen zu entreißen?“

In einer Aufwallung höchster Wuth erfaßte der

Bandit mit krampfhafter Gewalt das Heft seines Eßmessers.

De Caujol bemerkte die Bewegung.

„Weißt Du, Charles, Du brauchst Dich nicht zu geniren. Wenn Du es wünschest, will ich Rosalie rufen und ihr befehlen, Dir eine Tasse Orangeblüthenthee zu kochen ..... wie man sagt, ist dies ein unfehlbares Mittel, die Nerven zu beruhigen."

Der Scheerenschleifer faßte sich mit beiden Händen verzweifelt am Kopfe.

„Sprechen Sie von Poussette, um des Himmels Willen!" stotterte er.

„Ha! es ist wirklich charmant, Dein: „um des Himmels Willen!" Vorzüglich nachgeahmt. Du wiederholst es nach dem Gedächtnisse; aber ganz mit der richtigen Betonung ..... Schau, erst wußte ich es nicht; aber jetzt erinnere ich mich; es ist gerade als hörte ich den Pächter von Gonesse, dem Du in der vergangenen Nacht die Füße hast rösten lassen ..... wenigstens, nach dem, was Petit-Ange gesagt hat. Ah! à propos! Du weißt ja, was ihm zugestoßen ist? Wir beweinen ihn, diesen lieben Freund ..... er hat jedenfalls eine zu enge Cravatte umbinden wollen und hat darüber den Athem verloren."

Die Ellbogen auf den Tisch gestützt, sich die Nägel beißend, die Augen blutunterlaufen, den Hals von der unterdrückten Wuth beinahe zum Ersticken zugeschnürt, saß der Chauffeur da, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„Nun," begann de Caujol wieder, indem er seinen

geleerten Teller zurückschob, „wollen wir ein wenig von unseren Angelegenheiten sprechen. Fürchte Dich nicht, Scheerenschleifer, vor diesen Herren frei herauszureden . . . . . . Sie sind, was die Verschwiegenheit anlangt, verläßlich wie zwei Fische. Also, Du hast gesagt?“

„Verschaffen Sie mir Pôussette wieder,“ wiederholte Charles.

„Hast Du mir sie denn zur Aufbewahrung übergeben?“

„Sie haben sie geraubt!“

„O! geraubt! welch' garstiges Wort! Aber was beweist Dir, daß jenes anmuthige Geschöpf nicht ganz von selbst weggegangen sei, nachdem sie erfahren hatte, was für elender Wicht ihr Geliebter ist?“

Der Scheerenschleifer sprang wild auf.

„Sie lügen!“ schrie er.

„Ah! das ist stark! Gemeiner Wicht!“

„Ja, Sie lügen! Hören Sie, Graf: ich hasse Sie mit einem tödtlichen Hasse, und wenn ich aus dieser Falle, der einzigen, welche mich zittern machen konnte, entkomme, werde ich mit allen erdenklichen Mitteln die Stunde herbeizuführen trachten, wo ich Sie unter den fürchterlichsten Martern sterben lassen kann . . . . .“

„Ha! das ist einmal aufrichtig gesprochen.“

„Nun denn!“ fuhr Charles fort, „wenn der Augenblick gekommen und ich eben im Begriffe wäre Sie zu zermalmen, und Sie, mir Ihr Wort verpfändend wiederzukommen, eine Stunde der Freiheit von mir verlangten . . . . . würde ich Sie Ihnen bewilligen,

diese Stunde der Freiheit, in dem vollen Vertrauen an die Unverbrüchlichkeit Ihres Wortes. Sie lügen! ja, Sie lügen, wenn Sie sagen, daß Poussette gewußt habe, wer ich bin. Ein einziger Mensch konnte sie hierüber belehren ..... und dieser Mensch sind Sie ..... und Sie haben mir Ihr Wort gegeben, ihr die Wahrheit nicht zu verrathen ..... Demnach lügen Sie, wenn Sie behaupten, Poussette habe Alles gewußt."

De Caujol fühlte sich durch diese Huldigung, welche selbst ein solcher Elender seiner Ehrenhaftigkeit zollen mußte, etwas erweicht.

„Ja, Scheerenschleifer," sagte er, „Du hast Recht. Deine Maitresse ist über Alles in Ungewißheit."

Auf diese Antwort schien die Brust Charles', der erleichtert tief aufathmete, wie von einem Gefühle des Glücks gehoben.

„Jetzt höre Du mich an," begann der Graf wieder. „Deine entsetzlichen Missethaten gehen mich nichts an. Früher oder später wird die Gerechtigkeit wohl deren Sühne von Dir verlangen. Wenn ich Dich gefangen hätte, um Dich der Polizei auszuliefern, wäre es eine verlorene Mühe gewesen, Dich sprechen machen zu wollen. Ich weiß, daß Du tapfer bist und die Furcht vor dem Tode Dir die Zunge nicht zu lösen vermöchte. Du besitzest nur eine schwache Seite, an der ich Dich packen konnte: die Liebe zu Deiner Maitresse; bei dieser habe ich Dich nun zu fassen gesucht, und so befindet sich Poussette in meiner Macht. Was die Zukunft Dir bringen wird, das weiß ich nicht, und will ich auch in

keiner Weise dazu beitragen. Nach dieser Richtung will ich Dir, da Du meinen Worten Vertrauen schenkst, zuschwören, daß ich es den Gerichten allein überlassen werde, das Ihre zu thun."

„Was wollen Sie also? Unter welchen Bedingungen werden Sie mir jenes Weib zurückgeben?"

De Caujol sah dem Scheerenschleifer scharf in's Gesicht und sagte langsam zu ihm:

„Ich will Dir sie verkaufen."

Charles zögerte einen Augenblick, als ob er das Ziel, auf welches sein Feind lossteuerte, im Vorhinein zu errathen suchte.

„Wie theuer?" fragte er.

„Für Millionen."

„Wenigstens muß doch die Summe genau bestimmt werden."

„So viele Millionen, als der Schatz des verstorbenen Surcot enthält."

Ein eigenthümliches Lächeln spielte um die Lippen des Chauffeurs.

„Des verstorbenen Surcot?" wiederholte er.

„Ja, des ehemaligen Gatten jener reizenden Frau, welche Du eines Nachts an die Seite meines Freundes legen zu lassen für gut befunden hast."

„Aber diesen Schatz habe ich ja nicht."

„O!" meinte der Graf, „der Wunsch, Deine Poussette wieder zu besitzen, wird Dir es möglich machen, ihn zu finden."

Charles überlegte einen Augenblick.

„Es sei!“ sprach er, „ich werde diesen Schatz ausliefern ...... aber unter zwei Bedingungen.“

„Welche?“

„Die erste Bedingung ist, daß Sie mir Zeit lassen, diesen Schatz zu suchen.“

„O! o! suchen ...... Du wirst wohl bereits etwas darüber wissen, wo er zu finden ist ...... aber meinetwegen, lassen wir's gelten, da Du es für angezeigt hältst, Dich so bescheiden zu stellen. Wie viel Zeit verlangst Du?“

„Drei Monate.“

„Das ist lange.“

„Vielleicht werden Sie ihn schon morgen haben ...... oder binnen einem Monate ...... oder in drei Monaten. Hiemit habe ich den äußersten Zeitpunkt bestimmt, Ihnen denselben auszuliefern.“

Pierre erkannte, daß er seine Einwilligung nicht verweigern durfte.

„Einverstanden,“ sagte er. „Laß jetzt die zweite Bedingung hören.“

„Daß Sie, während ich ihn suche, nichts gegen mich unternehmen ..... von welcher Art es auch immer sein möchte.“

In diesem Augenblicke erwachte eine Erinnerung in dem Grafen.

„Auch recht,“ versetzte er; „aber vorher wirst Du mir meinen Diener Labranche freigeben.“

Der Scheerenschleifer schüttelte verneinend mit dem Kopfe und wiederholte:

„Von welcher Art es auch immer sein möchte!“

„Aber ich habe ihm versprochen, mich, sobald ich selbst frei sein werde, um seine Befreiung zu bemühen!“

Dasselbe eigenthümliche Lächeln wie vorhin spielte wieder um die Lippen des Chauffeurs, der nochmals wiederholte:

„Von welcher Art es auch immer sein möchte!“

„Nun gut, ich bin einverstanden,“ erklärte endlich de Caujol, den die Nothwendigkeit zwang, sein Labranche gegebenes Wort zu brechen.

Jetzt blickte Charles seinerseits den Grafen fest an, und mit einer Erregung, welche zu beherrschen er sich bemühte, sagte er:

„Und bis zu dem Zeitpunkte, wo ich den Schatz ausliefern werde, verpflichten Sie sich, Poussette vor jedem Ungemach zu bewahren und ihr das Geheimniß meiner Person zu verschweigen?“

„Das schwöre ich Dir. Hast Du sonst noch etwas zu verlangen?“

„Es versteht sich von selbst, daß Sie sich für den Zeitraum, während dessen Sie mich in keiner Weise behelligen sollen, auch im Namen Ihres Freundes verpflichten?“

„Ja wohl ..... aber auch Deinerseits keine solchen nächtlichen Schaustellungen mehr. Ich gebe mich dem angenehmen Glauben hin, daß Du, um den Schatz zu entdecken, dieses unbegreiflichen Mittels nicht mehr bedürfen wirst.“

„O! unbegreiflich!“ meinte Charles lächelnd; „an dem Tage, wo Sie in den Besitz des Schatzes

gelangen, werden Sie es jedenfalls nicht mehr so unbegreiflich finden."

„Was will er damit sagen?" dachte der Graf.

„Also bin ich wieder frei?" fragte der Chauffeur.

„Frei wie der Vogel in der Luft."

Jetzt ging Charles auf die Thür zu; aber er wendete sich wieder um und trat an den Grafen heran.

„Herr de Caujol," sagte er, „Sie haben mir eine Frist zur Auffindung des Schatzes bewilligt. Welche Frist verlangen Sie nun Ihrerseits von mir, um Ihre Bedingung, mir Poussette gegen die Millionen Surcot's auszuliefern, zurückzuziehen?"

Hinter dieser sonderbaren Frage ahnte Pierre eine geheime Gefahr; aber er ließ sich hievon nicht irre machen.

„Mein Junge," versetzte er im trockenen Tone; „ich halte so sehr fest an den von mir gestellten Bedingungen, daß ich, falls ich nach verstrichener Frist noch nicht im Besitz der Millionen sein sollte, ohne alles Zögern Poussette umbringen würde."

Auf diese Drohung überlief den Scheerenschleifer ein eisiger Schauer, während gleichzeitig der Haß wie Feuer aus seinen Augen sprühte. Aber er schwieg und ging nach der Thür, welche er öffnete.

Als er eben hinausgehen wollte, rief ihm de Caujol noch zu:

„Also, Charles, haben wir drei Monate Waffenstillstand . . . . nachher, wenn Poussette und der Schatz gegen einander ausgetauscht sein werden, steht

es Dir frei, irgend einen ausgiebigen Racheplan gegen mich und meinen Freund Yvon in's Werk zu setzen."

Auf diese Worte kehrte sich der Scheerenschleifer um und die Achseln zuckend, versetzte er mit einem grimmigen Lächeln:

„Einen Racheplan in's Werk setzen .... zu was das? An dem Tage, wo ich Ihnen den Schatz ausliefere, werde ich an Ihnen und an Ihrem Freunde vollauf gerächt sein ..... denn Sie haben da ein gar schlechtes Geschäft gemacht, Graf de Caujol; das wird Ihnen später wohl klar werden."

Hierauf entfernte er sich, indem er ein Gelächter erschallen ließ, welches in den Ohren des Grafen wie eine böse Drohung klang.

Viertes Capitel.

Als der Scheerenschleifer verschwunden war, wendete sich de Caujol zu den beiden Freunden, welche dem Gespräche, ohne es jedoch mit einem einzigen Worte zu unterbrechen, beigewohnt hatten.

„Was haltet Ihr von diesem Halunken? Ich möchte Eure Meinung hören, meine Lieben," fragte er diese.

„Hm, hm, hm!" machte d'Hosier, den Kopf schüttelnd und eine Grimasse schneidend.

„Kannst Du vielleicht vermuthen, daß er uns binnen der abgemachten Frist die Millionen nicht ausliefern wird?"

„O! über diesen Punkt hege ich nicht den mindesten Zweifel. Wenn er dazu Himmel und Erde in Bewegung

setzen müßte, würde uns dieser Mann, nur um seine Poussette wieder zu bekommen, den Schatz pünktlich ausliefern. Und wenn ich an der Stelle des Herrn de Montesquiou stände, würde ich ihn so gut wie in meinem Besitze ansehen. Nur ....." fügte d'Hosier mit dem Schlusse seiner Rede zögernd hinzu:

„Was, nur?"

„Nur scheinen die Abschiedsworte, welche der Galgenstrick an Dich richtete, Dir und Yvon irgend einen bösen Schurkenstreich vorherzusagen, vor dem Du Dich wohl in Acht nehmen solltest, Freund de Caujol."

„Bah!" meinte der sorglose Pierre, „ich bin einmal nicht so fernsichtig. Wenn der Moment da sein wird, dann werde ich Rath finden, den Streich zu pariren. Ich habe zunächst an das Dringlichste, nämlich an die Millionen gedacht, welche der Abbé binnen drei Monaten, vom heutigen Tage gerechnet, gewiß erhalten wird."

„Verlaß Dich nicht darauf, Kamerad, das rathe ich Dir; verlaß Dich nicht darauf!" rieth d'Hosier mit Nachdruck.

„Ta, ta, ta!" machte Pierre heiter, „die Zeit wird's lehren. Ah! à propos! Der wievieltste des Monats ist denn heute? Denn wir müssen ja den Verfallstag der Frist bestimmen."

D'Hosier dachte einen Augenblick nach.

„Ja freilich," meinte er, „wir haben gestern das Fest des heiligen Laurenzius gefeiert ..... dem Gebrauche gemäß am Tage zuvor ..... folglich haben wir heute den 10. August, und die Frist läuft am

10. November ab ...... welches dem republikanischen Kalender gemäß dem 18. oder 19. Brumaire entsprechen muß."

„Gut, ich werde mir dieses Datum merken."

Da er der beiden Gefährten jetzt nicht mehr benöthigte, entließ sie de Caujol, indem er ihnen noch einige Aufträge ertheilte.

„Kehrt jetzt wieder zu de Veralec zurück. Saget ihm, daß er sich's angelegen sein lasse, Poussette so rasch als möglich irgendwo in vollkommene Sicherheit zu bringen. Donnerwetter! jetzt fällt mir's ein. Er soll sie in den Versteck schicken, welchen er für seine Angebetete ausgesucht hat, damit sie dieser Gesellschaft leiste. Sie werden Freundschaft mitsammen schließen, und dann wird den beiden schönen Klausnerinnen die Zeit nicht gar so lang werden ..... denn, wie ich höre, ist diese Parfumeriehändlerin recht schön, nicht wahr?"

„Jung und reizend," sagte d'Hosier.

„Wir wollen hoffen, daß ich früher oder später so glücklich sein werde, dieser Wundererscheinung ansichtig zu werden!" rief de Caujol lachend aus.

„Du hast uns sonst nichts aufzutragen? Sollen wir de Veralec Deine Rückkehr ankündigen?" fragten ihn seine beiden Gefährten, als sie sich zum Aufbruch anschickten.

„Ja, Yvon wird mich bald wiedersehen. Ihr habt meinen Waffenstillstandsvertrag mit dem Chauffeur gehört? Theilt ihn de Veralec mit. Demnach dürfen keine fernern Excursionen in den Keller des Nachbar-

hauses mehr unternommen werden ..... welche übrigens auch ganz überflüssig wären; denn der Halunke hat gewiß, sobald er sich entdeckt gesehen, die Galgenstricke, die er behufs meiner Bewachung im Kerker dahin verlegt hatte, die Keller der Posamentiererin Briquet räumen lassen. Im jetzigen Augenblicke dürfte jenes Local bereits ganz verödet sein. Schon diesen Morgen mag der Scheerenschleifer für den Umzug meines armen Labranche Sorge getragen haben, da er sich für diesen in einem Grade zu interessiren scheint, der dem unglücklichen Lakai nichts weniger als angenehm ist."

Nachdem sie diese letzten Instructionen erhalten hatten, traten die beiden royalistischen Parteigänger ihren Rückweg an.

„Da," sagte de Caujol jetzt zu sich, „nachdem ich also die Angelegenheiten des Abbé besorgt habe, ist es Zeit, daß ich auch an die meinigen denke."

Noch ein Weilchen wartete er, damit seine Gefährten vorher die Nachbarschaft verlassen hätten, und dann ging auch er an die Thür. Aber als er diese öffnete, stand er dem hübschen freundlichen Gesichtchen der tugendhaften Rosalie gegenüber, die ihn, wie es schien, in der Vorhalle erwartet hatte.

„Schaut! Sie gehen auch? Läuft denn heute hier Alles davon? Sie, Ihre Freunde, Madame, ihr Charles ..... ja sogar die Köchin, welche soeben Reißaus gemacht hat. So bin nur noch ich da ..... und Sie ..... wir Beide allein."

De Caujol sah das Stubenmädchen scharf an, um sich auch richtig zu vergewissern, wo Rosalie damit

hinauswollte, indem sie ihn besonders darauf aufmerksam machte, daß nur sie zwei allein noch im Hause waren; aber die Tugend Rosalie's hielt ihn davon ab, in seinen verfänglichen Muthmaßungen zu weit zu gehen.

„Warum gehst Du also nicht auch, einen kleinen Spaziergang zu machen?“ fragte er sie.

„Ah! ich werde mich wohl hüten, das zu thun! Wie wenn Madame während meiner Abwesenheit nach Hause käme?“

„O! wenn Dich nur diese Sorge davon abhält, kannst Du ohne Furcht ausgehen . . . . . ganze drei Monate lang; denn Deine Gebieterin wird wohl früher nicht zurückkommen.“

„Drei Monate!“ rief das Kammermädchen erschrocken aus. „Drei Monate! allein in diesem Hause zu sein! . . . . . ich, die ich mich des Nachts fürchte!!

„Doch nicht allein. Du hast ja die Gesellschaft der Köchin.“

„Ah! was denn Die! sie gehört zur Familie der Nachtvögel . . . . . wenn's stockfinster ist, fliegt sie aus ihrem Neste auf. . . . . . O! ich werde mich zu Tode ängstigen!“

„Das ist aber wieder nur Deine Schuld, mein armes Kind. Wenn Du Mathurin heiraten würdest, hättest Du nicht mehr zu fürchten, Dich in so unangenehmer Lage zu finden.“

„Wenn man Ihnen zuhörte, sollte man meinen, es gäbe sonst Niemand auf der Welt als Mathurin, um mir von meiner Furcht zu helfen,“ sagte Fräulein Rosalie, mit einer so eigenthümlichen Betonung, daß

de Caujol sich sofort fragte, ob nicht die von der hübschen Brünette proclamirten unverbrüchlichen Grundsätze strengster Tugend vielleicht doch in der Praxis etwas fadenscheinig sein dürften.

„O weh!“ rief er bei sich aus, „jetzt heißt's die Zukunft des unglücklichen Mathurin vor etwaiger Gefährdung bewahren; denn im gegenwärtigen Augenblicke scheint sie mir ziemlich bedroht.“

Und ohne dem in ihm tobenden alten Adam Zeit zu gönnen, das Interesse, welches er an dem Schicksale Mathurin's nahm, zu verwischen, eilte er vor die Hausthür hinaus, indem er der Zofe als Abschiedsgruß noch zurief:

„Wenn Du fürchtest, hier Angst ausstehen zu müssen, mein Kind, so gehe und sperre Dich in dem Fort Vincennes ein.“

Einen Augenblick darauf war der junge Mann bereits auf der Straße und nahm seinen Weg nach links.

Wie er es sich vorgenommen hatte, ging er auch wirklich jetzt, sich mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen.

Er nahm seinen Weg dem Palais Luxembourg entlang und kam endlich bei jenem gegenüber der Rue de Tournon gelegenen Thore an, dessen thürhütenden Schweizer er früher einmal so geschickt ausgeholt hatte.

Derselbe riesige Portier befand sich noch immer auf dem Posten, Diejenigen, welche in das Innere des Palais eintraten, zu überwachen.

„Wenn ich jetzt diesen Koloß wieder „Herr General“

tituliren wollte, würde er mich erkennen und sich erinnern, daß ich ihn, nachdem ich ihn in's Gesicht als General angesprochen hatte, beim Weggehen schlechtweg Portier nannte. Aber ich muß dennoch erfahren, ob sich Helene noch im Luxembourg befindet. Meiner Treu! zum Glücke dürfte dem Kerl meine Physiognomie nicht mehr im Gedächtnisse sein."

De Caujol vergaß nämlich, daß der Bart, welchen er während seiner Gefangenschaft hatte wachsen lassen, ihn vollkommen unkenntlich machte.

Er ging also auf den Thorweg zu, an dessen Eingange der Schweizer Wache hielt.

„Was willst Du, Bürger?" fragte der Thürhüter ihm den Weg vertretend.

De Caujol blieb plötzlich stehen, machte eine Miene, als ob er sich den Kopf zerbräche, um sich an etwas zu erinnern, und schlug sich endlich vor die Stirn, indem er in verzweifeltem Tone ausrief:

„Ja, ich hätte es aufschreiben sollen!"

„Aufschreiben sollen? was denn?"

„Den Namen Desjenigen, mit dem ich zu thun habe ...... Stellen Sie sich nur vor, Bürger: ich habe wirklich nicht mehr Gedächtniß, als ein Stockfisch ...... Nun denn ...... Derjenige, den ich hier suche, heißt ...... ah! der Name liegt mir auf der Zunge ...... ich weiß ganz besonders, daß er ein sehr gescheidter Kerl ist; denn die Person, welche mich schickt, hat mir gesagt: Du brauchst nur nach dem gescheidtesten Menschen im ganzen Palais zu fragen; ein Jeder wird Dich sogleich weisen an ...... Ah!

und gerade der Name dieses gescheidten Menschen ist es, dessen ich mich nicht erinnern kann ...... und er spricht sich gleichwohl sehr angenehm aus ...... ein ganz melodischer schweizerischer Name."

„Ist es etwa Kleinhutstrohörner?" fragte der Wächter, welcher, als er von einem gescheidten Menschen sprechen hörte, sich gar nicht denken konnte, daß ein Anderer als er gemeint sein könne.

„Wie haben Sie gesagt? wiederholen Sie es doch," meinte de Caujol, die Ohren spitzend.

„Kleinhutstrohörner."

„Ja, das ist der Name! Welch' sanfte Laute! sie zerfließen förmlich auf der Zunge ...... und darum findet man sie nicht wieder, wenn man sich ihrer bedienen will. Wiederholen Sie ihn nochmals; er klingt wie Musik."

„Kleinhutstrohörner."

„Tausend Dank! Wohlan, wo befindet er sich, jener gescheidte Mann ......?"

„Er steht vor Dir; sprich!" versetzte der Thürhüter, sich stolz aufrichtend.

„Also, es handelt sich darum. Sie kennen wohl die brünette Dame, welcher Barras im vergangenen Sommer den Hof machte?"

„Ah! ja, seine Vorletzte?" fiel sogleich der Thürhüter ein.

„Gut," sagte sich de Caujol, „Helene hat das Luxembourg verlassen; aber wo ist sie jetzt?"

Hierauf nahm er eine erstaunte Miene an und fuhr fort:

„Ah ja! sagen Sie mir doch, mein Lieber: waren Sie nicht erstaunt darüber, zwei Leute, die sich gegenseitig anzubeten schienen, von einander scheiden zu sehen? Hat Sie dies nicht auf Gedanken gebracht?"

„All' diese Reden sagen mir aber Nichts von dem, was Du mir auszurichten hast," entgegnete neugierig der Portier.

„O! Sie werden wohl eine Ahnung davon haben, Sie glücklicher Spitzbube! Als ich soeben von jener Dame sprach, sah ich wohl, daß die Tresse auf der linken Brust Ihres Kleides sich gewaltig hob. Ich hätte zuerst beinahe meinen können, Sie hätten ein Hündchen in Ihrer Brusttasche; dann aber bemerkte ich doch, daß es Ihr Herz war, welches so hoch schlug."

„Ich? Mir soll das Herz schlagen?" rief der Thürhüter aus, indem er den jungen Mann mit großen, weit aufgerissenen Augen ansah.

„Gestehen Sie's nur! Sie lieben die Dame . . . spielen Sie nicht den Geheimthuer . . . . . Sie müssen sie lieben . . . . sonst müßten Sie ein Ungeheuer sein . . . . denn sie . . . . . mehr sage ich Ihnen nicht! Kommen Sie, stellen Sie sich doch nicht, als ob Sie mich nicht verständen."

Der Schweizer stand da wie aus den Wolken gefallen.

Jetzt nahm de Caujol einen entrüsteten Ton an:

„Ah! ich errathe, Undankbarer! Der Unglücklichen bleibt nichts Anderes übrig, als den Fehler, Sie für einen schönen Mann erkannt zu haben, in Thränen zu sühnen."

Der Thorwart wurde feuerroth vor freudiger Erregung. Vor Gemüthsbewegung wäre er beinahe in seinem Fette erstickt.

„Wie? jene schöne Dame hat gefunden, daß ich ein hübscher Mann sei? Sie liebt mich?“

„Dazu kommt noch, daß Sie nicht wissen, wieso und warum sie das Palais Luxembourg verlassen hat,“ fuhr de Caujol fort, der noch immer, den Dummkopf zum Besten haltend, sein Verhör weiter führte.

„Den Teufel auch! ich weiß nur so viel, daß sie eines schönen Nachts, es sind jetzt drei Monate, aus dem Palais entflohen ist.“

Nachdem der Graf auch diese Auskunft erhalten hatte, meinte er weiter:

„Ja, sie ist entflohen; aber erst in Folge einer fürchterlichen Eifersuchtsscene, welche Barras ihr gemacht, nachdem er bereits zwanzigmal die bewundernden Blicke überrascht hatte, mit welchen die Schöne beim Vorüberkommen sie förmlich verschlang. Sie müssen diese Blicke doch bemerkt haben?“

„Nein, und zwar aus dem Grunde, weil ich, wenn sie mit dem Director vorbeikam, mich ehrfurchtsvoll verbeugte.“

„Ganz richtig. Sie ist besonders in Ihren Rücken verliebt; dieser Rücken hat ihr das Herz gestohlen.“

Der Schweizer schwelgte in der Freude seines Herzens.

Nachdem er nun wußte, daß Fräulein de Valleran nicht mehr im Luxembourg sei, lag Pierre noch besonders daran, zu erfahren, was mit ihr geschehen war.

Er setzte daher seine Mystification fort.

„Also will die Verliebte, in der Furcht, daß die Eifersucht Barras' Sie schließlich eines Tages noch um Ihre Stelle bringen könnte, Ihnen ihr eigenes Vermögen anbieten, indem sie Ihnen ihre Hand reicht. Sie hat nur einen Wunsch hienieden, und dieser ist: ihn tragen zu dürfen, Ihren Namen ....“

„Kleinhutstrohörner,“ wiederholte der Schweizer ganz athemlos vor seliger Aufregung.

„Der Heiratscontract ist von meinem Patron bereits aufgesetzt worden; denn ich bin Notariatsschreiber. Da sie weiß, daß Sie kein bemittelter Mann sind, verschreibt sie Ihnen nur zwei Millionen als Heiratsgut. Darauf hat mein Patron zu mir gesagt: Du wirst in's Luxembourgpalais gehen und dem .... Betreffenden sagen, daß er sich diesen Abend zu seiner Schönen begeben möge, um dort den Heiratscontract zu unterzeichnen.“

„Zu meiner Schönen?“

„Ja, Sie werden doch kommen, nicht wahr?“ fragte de Caujol, dem in Erwartung der Antwort das Herz pochte.

„Ja wohl, aber ich weiß nicht, wo sie wohnt,“ sagte der Thürhüter in so naivem Tone, daß de Caujol sofort erkannte, seine Unwissenheit sei keine erheuchelte.

„Potztausend,“ murmelte der junge Mann, der seine ganze feine List vergeudet sah.

„Nein, ich weiß es wirklich nicht ..... und

Niemand im ganzen Palais wüßte es mir zu sagen ..... denn, wenn die Dame die Flucht ergriffen, so hat sie dies gewiß nicht gethan, um schon am nächstfolgenden Tage wieder gefunden zu werden," fügte der Portier noch hinzu.

„Das ist richtig. Aber mein Patron weiß die Adresse. Warten Sie auf mich; ich laufe in die Kanzlei und bringe Ihnen Bescheid ..... Ah! ist das ein glücklicher Mensch! wenn ich nur an Ihrer Stelle wäre! Erwarten Sie mich; ich bin gleich wieder hier; warten Sie nur!"

Und nach diesem letzten Scherze verließ de Caujol den Gefoppten und ging wieder durch die Rue Vaugirard zurück, indem er zu sich sagte:

„Wenigstens weiß ich jetzt, daß sie nicht mehr im Palais Luxembourg weilt, und das ist doch immer Etwas! Was nun ihr gegenwärtiges Versteck anlangt, so will ich nicht Hundenase heißen, wenn ich es nicht bald entdecken sollte."

Als er jetzt wieder an dem Hause Poussette's vorüberkam, fiel dem Grafen etwas ein.

„Die reizende Schauspielerin hat von hier Nichts mit sich genommen, außer was sie am Leibe trug. Für eine Abwesenheit von drei Monaten dürfte dies eine sehr ungenügende Ausstattung sein. Ich will also Rosalie sagen, daß sie ein Packet von Kleidungsstücken und Wäsche zusammenrichte, welches ich morgen holen lassen werde."

Er trat also wieder in das Haus, dessen Thür nur eingeklinkt war.

Vorhalle, Küche, Speisesaal, kurz: das ganze Erdgeschoß war verödet.

„Wo zum Teufel mag sie sein?“ fragte er sich, als er die Treppe hinaufstieg, welche zu dem Schlafzimmer der Schauspielerin führte.

Hier fand er Rosalie, welche, im Unterrocke und Schnürleibchen vor dem Ankleidespiegel ihrer Herrin stehend, Kleider, Putzsachen und Schmuckgegenstände Poussette's probirte. Sicher, von ihrer Gebieterin, welche drei Monate abwesend bleiben sollte, nicht überrascht zu werden, fröhnte das Stubenmädchen der süßen Schwäche der Eitelkeit.

Als sie sich um die Taille gefaßt fühlte, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, welcher jedoch sogleich verhallte, da sie in dem Spiegel vor sich das Gesicht de Caujol's sah, der über ihre weißen, von dem Schnürleibchen entblößt gelassenen Schultern einen Blick schweifen ließ, wie er einem achtundzwanzigjährigen Manne nach einer elfmonatlichen Einzelhaft in einem Keller eigen ist.

„O! welch ein Schrei! meine schöne Tugendhafte,“ sagte er. „Wie es scheint, fürchtest Du Dich nicht nur bei Nacht, sondern auch am Tage.“

„Zum Kukuk! die Furcht läßt sich nicht wegphilosophiren,“ versetzte die Zofe mit einem feinen Lächeln, welches eben nicht entmuthigend war.

Wir wissen nicht, ob de Caujol die Zeit damit verbrachte, Rosalie die Furcht wegzuphilosophiren; aber

als er am nächsten Tage die Rue de l'Odeon herabging, murmelte er vor sich hin:

„Beziehungsweise Tochter, Schwester und .... wir wollen hoffen ..... auch Gattin eines Kerkermeisters des Forts von Vincennes ..... man weiß nicht, was sich zutragen kann .... man muß trachten, überall gute Freunde zu haben!"

Als er das Haus Poussette's verlassen, beeilte er sich in die Rue du Mont-Blanc zurückzukehren.

„Jetzt," sagte er zu sich, „muß ich Gewißheit darüber erlangen, welche Rolle der Posamentierer Briquet in dem Leben und namentlich bei dem Tode des armen Surcot gespielt hat."

Mit seinem flinken Schritte hatte er bald genug die Rue de l'Odeon und die Rue Dauphiné, damals Rue de Thionville genannt, durchmessen.

In dieser letztern Straße war es, wo zehn Tage vorher, am 1. August 1799 nämlich, das berühmte Theater des Jeunes Elèves, aus dem später die ersten dramatischen Künstler Frankreichs hervorgingen, eröffnet worden war. Auf dem Grund und Boden, auf welchem sich gegenwärtig die Bäckerei Cretaine befindet, errichtet, nahm das Theater des Jeunes Elèves nur Künstler auf, die zwischen dem sechsten und sechzehnten Lebensjahre standen. Sobald Einer von ihnen das letztere Lebensalter überschritten hatte, wurde er als bereits zu alt entlassen.

Während des ersten Betriebsjahres wurde das Theater stets um zwei Uhr Nachmittags geöffnet, und zwar mit der Absicht, die Menschenmenge heranzuziehen,

welche um diese Tageszeit auf dem Pont-Neuf, einem wirklichen Marktplatze, wo die Trödler damals im buchstäblichen Sinne des Wortes Gold schlugen, förmlich wimmelte.

Wenn auch gegenwärtig nicht mehr jene enthusiastische Menge auf dem Pont-Neuf zu sehen war, welche sich einige Jahre vorher, zur Zeit als „das Vaterland in Gefahr", dort die freiwilligen Vertheidiger anwarb, daselbst drängte, so war dennoch das Publicum, welches im Jahre 1799 die Brücke füllte, weder ein minder zahlreiches noch ein weniger geräuschvolles.

Hier war es, wo sich der größte Theil der öffentlichen Ausrufer jener tausenderlei Reclamen, welche auf den Plätzen und Straßen von Paris betrieben wurden, zusammenfanden. Da gab es Ausrufer politischer Nachrichten, Ausrufer von geschäftlichen Ankündigungen und Ausrufer von Schwindelunternehmungen. Diese Alle kreischten und brüllten um die Wette, ohne daß es ihnen jedoch gelingen wollte, die Stimmen der beiden berüchtigten Schreihälse, Paurel und Bigeard, zu übertönen, deren Organe sich freilich selbst dem Donner einer Kanone gegenüber vernehmlich gemacht haben würden.

„Kaufet," schrie Paurel, „kaufet das Blatt des Bürgers Hoffmann! kaufet sein Journal Der Lügner, welches Gutes über die Regierung sagt."

Was den ehrenwerthen Herrn Bigeard anlangt, so hatte sich sein schreiender Beruf einem ganz andern Geschäftszweige gewidmet. Für den Betrag von zwei Livres monatlich, welchen ihm eine jede seiner Clientinnen bezahlte, rief er den Namen, die Adresse, die Haarfarbe

und den Preistarif der verschiedenen Freudenmädchen des Palais-Royal aus.

Welch' glückliche Epoche waren aber das Jahr 1799 und seine Vorgänger für die Bücherfreunde und Sammler.

Die Revolution hatte, während sie die Paläste, Schlösser und Kirchen geplündert, die seltensten Bücher und merkwürdigsten Gemälde auf die Kramstellen des Pont-Neuf gebracht. Um einige Sous konnte man von den nicht fachverständigen Trödlern oft die vorzüglichsten Meisterwerke der Kunst erstehen, welche sie nur hergaben, um in ihren überfüllten Kaufläden Platz zu schaffen. So hatte ein Schuhflicker auf dem Pont-Neuf das prachtvolle Bild „la Cene" aus der Notredame-Kirche um drei Livres und in der Absicht gekauft, daraus ein Wetterdach zu machen, welches seine Bude gegen Sonne und Regen schützen sollte.

Um ähnliche Preise war Alles zu haben! . . . . und dabei machten die Händler noch einen sehr guten Gewinn . . . . . denn es waren ja lauter gestohlene Sachen, die sie verkauften.

Ein Maler jener Zeit half sich zur Wohlhabenheit, indem er von den Händlern des Pont-Neuf für einen Betrag von zweitausendsechshundert Livres eine Sammlung von achthundert Bildern kaufte, welche heute vielleicht zwanzig Millionen werth sein würde, und welche er später an die Regierung gegen eine lebenslängliche Leibrente von fünftausend Francs verkaufte.

Die Bücherfreunde fanden da, wie wir bereits bemerkt haben, ein nicht minder ergiebiges Feld zur

Befriedigung ihrer Liebhaberei. Für einige Sous konnten sie unter den auf den Ständen des Pont-Neuf aufgehäuften Bergen kostbarster Bücher ihre Auswahl treffen. Glänzende Luxusausgaben, brillante, mit den Wappen ihrer frühern Eigenthümer gezierte Einbände wurden beinahe wie Maculatur nach dem Gewichte verkauft, und gleichwohl waren viele dieser Druckwerke sehr selten geworden; denn die Republik hatte einen gar ansehnlichen Theil der von ihr geplünderten Bibliotheken zur Erzeugung ihrer Stückpatronen vernichtet.

Während de Caujol durch die auf der Brücke angehäufte Menge seinen Weg nahm, brüllte eben ein Ausrufer der erschreckten Volksmenge zu:

„Lesen Sie hier den Bericht über das neueste, entsetzliche Verbrechen des Scheerenschleifers und seiner Bande, welche in der vorletzten Nacht abermals einen Pächter von Gonesse gemartert haben, um ihm sein Geld abzunehmen.“

„Ah! entsetzlich! Und wird man ihn denn noch immer nicht auffangen, den Räuber!“ rief die wüthende Bevölkerung, indem sie das Flugblatt kaufte.

„Diese Leute hier würden mich sofort aufknüpfen, wenn sie wüßten, daß ich den Scheerenschleifer gestern in meiner Macht gehabt und gleichwohl habe ziehen lassen,“ dachte Pierre.

Am Ende der Brücke angelangt, wendete sich der junge Mann zur Linken, erreichte das Palais-Egalité und trat dann in die Rue de la Loi (Richelieu) hinaus.

„Halt!“ sagte er jetzt zu sich, „wie wäre es,

wenn ich, da ich einmal in der Nähe bin, einen alten Bekannten besuchen würde?"

Fünf Minuten darauf hielt er seinen Einzug in das Hotel de l'Autruche, dessen Eigenthümer, sobald er ihn gewahr wurde, vor Schrecken zusammenfuhr.

„Schön! jetzt geht es von Neuem los! Da ist er schon wieder, der Spion! Was habe ich aber dem Directorium gethan, daß es mich noch immer mit seinem Mißtrauen verfolgt?" fragte sich der erblassende Gastwirth.

„Erkennst Du mich noch, mein Freund, Autruche?" fragte der Graf.

Der unglückselige Hasenfuß wollte seine Angst verbergen, indem er den Spaßvogel spielte. Er starrte zum Himmel empor, als ob er eine entschwundene Erinnerung wachrufen wollte.

„Warten Sie," meinte er, „ja, Ihr Gesicht ist mir nicht unbekannt; aber ich ...."

Anstatt seinen Satz zu Ende zu sprechen, flog Javal ein großes Stück weit nach vorwärts. Er hatte nämlich soeben einen fürchterlichen Fußtritt an derselben Stelle und ganz ähnlich demjenigen erhalten, mit welchem er von seinem Miethbewohner schon früher einmal unterhalb der Hüften geliebkost worden war.

„Da, Autruche; das wird wohl Dein Gedächtniß auffrischen, daran kann ich nicht zweifeln," bemerkte Pierre.

„Ah! ja, ich erkenne Sie jetzt! Sie sind mein vielgeliebter Miethbewohner, der Chevalier Yvon de Veralec," beeilte sich der Gastwirth zu sagen, dessen

Mund ein liebenswürdiges Lächeln zeigte, während seine Hände den schmerzenden Körpertheil festhielten.

Für Javal führte de Caujol, wie man sich noch erinnern wird, den Namen Yvon de Beralec.

„Wenn mir jemals die Gelegenheit geboten ist, Dich diese beiden Fußtritte entgelten zu lassen, sollst Du nicht lange auf meine Dankbarkeit zu warten brauchen Du, verwünschter Spion!“ dachte der zitternde Tropf, noch immer lächelnd, bei sich.

„Lieber Autruche, mit Freude überzeuge ich mich von der herzlichen Erinnerung, welche Du Deinen Freunden bewahrst.“

„Ja, nicht wahr? Nur während des ersten Momentes hatte die Freude, Sie wiederzusehen, mich etwas außer Fassung gebracht; aber Sie haben nicht nothwendig gehabt, zweimal in mich zu drängen, damit ich mich Ihres Namens wieder erinnere, welchen ich übrigens auch darum nicht leicht vergessen konnte, da Jemand sich's angelegen sein ließ, mir denselben in's Gedächtniß zurückzurufen.“

„Bah! Wer denn?“

„Eine Dame.“

„Eine Dame?“ fragte Pierre, die Ohren spitzend.

„Ah! ja, Sie wissen nicht, was sich zugetragen hat, nachdem Sie mein Hotel verlassen hatten? Eine halbe Stunde, nachdem Sie weggefahren waren, kam eine Dame hieher, um Sie zu besuchen. Sie hat mich über Sie ausgefragt: über Ihren Namen, über ein Billet, welches Sie am Tage vorher erhalten hatten. Natürlich habe ich ihr berichtet, daß Sie soeben

Ihre Rückreise nach der Bretagne angetreten und daß ich Ihnen geholfen, Ihre Koffer einpacken. Ich habe ihr auch ganz ausführlich erzählt, daß Sie ein in Verlust gerathenes Petschaft überall gesucht hätten."

„Und was hat die Dame bezüglich jenes Siegels gesagt?" fragte de Caujol, welcher sich der List noch wohl erinnerte, die er angewendet hatte, um Helenen, falls sie nach jener Nacht im Luxembourg in das Hotel kommen sollte, zu täuschen.

„Als sie erfuhr, daß Sie so sehr darnach gesucht hätten, hat sie erleichtert aufgeathmet und ich hörte, wie sie vor sich hinmurmelte: „Barras hat mich getäuscht; Yvon ist nicht todt; aber er dürfte wohl das Petschaft bei jenem Straßenkampfe verloren haben, dem er noch glücklich entkommen ist."

„Und dann ist sie wieder gegangen?"

„Ja; aber sie ist seitdem öfter wiedergekommen, sich zu erkundigen, ob Sie nicht nach Paris zurückgekehrt seien; denn sie wußte nicht, wohin sie Ihnen nach der Bretagne schreiben sollte, um Ihnen eine sehr interessante Nachricht mitzutheilen, sagte sie. Während mehrerer Monate kam sie regelmäßig jeden siebenten oder achten Tag. Dann hörten ihre Besuche plötzlich auf, bis sie endlich vorgestern wieder kam . . . . . aber da war sie bleich, schwach und abgemagert, als ob sie eben von einer gefährlichen Krankheit aufgestanden wäre."

„Willst Du einer großen Gefahr, welche Dich den Kopf kosten kann, entgehen? . . . . . und da Du nur den Einen hast . . . . . würdest Du gewiß

untröstlich sein, Dich von ihm trennen zu müssen?“ fragte ganz ernsthaft de Caujol, der den furchtsamen Charakter Javal's für seinen Zweck ausbeutete.

„O! sprechen Sie!“ flehte der Wirth, dessen Beine zu wanken begannen.

„Ich hege den Verdacht, daß diese Dame an irgend einem politischen Complotte betheiligt ist, und in dieses würdest Du dann ganz wider Deinen Willen mitverwickelt erscheinen.“

„Ja, ja, ganz wider meinen Willen, dessen dürfen Sie versichert sein,“ stammelte Javal.

„Also, wenn diese Dame wiederkommen sollte ....“

„Werde ich sie fortjagen,“ rief lebhaft der Hasenfuß, welcher seinen Eifer bethätigen wollte.

„Ah! nicht doch, nimm Dich wohl in Acht sie fortzujagen; denn in diesem Falle würde Dich das Directorium dafür erschießen lassen, daß Du die Habhaftwerdung der Verschwörer vereitelt hast.“

„Also, wie soll ich dann handeln?“ flüsterte athemlos der Gastwirth, dem diese doppelte Aussicht, guillotinirt oder erschossen zu werden, das Mark in den Knochen erstarren machte.

„Du wirst die Dame mit aller Höflichkeit empfangen; darfst ihr aber nicht mittheilen, daß ich hier bin.“

„Gut.“

„Dann wirst Du ihr sagen, daß einer meiner Freunde ..... ein Gast, der sich nur vorübergehend in Deinem Hotel aufgehalten ..... Dir meine baldige Ankunft in Paris angekündigt hat.“

„Einverstanden.“

„Und hierauf wirst Du sie um ihre Adresse fragen, damit Du sie, sobald ich angekommen sein würde, von meiner Ankunft verständigen könnest.“

„Ist das Alles?“

„Ja, für den Augenblick. Also keine Unvorsichtigkeiten, Autruche ..... oder krach! und der Kopf fliegt zwanzig Schritte weit! oder piff paff! ein Dutzend Flintenkugeln in den Leib, was die stärkste Constitution zu ruiniren geeignet sein soll! Du hast mich wohl verstanden?“

Javal nickte nur bejahend mit dem Kopfe; denn die Einzelheiten von „krach!“ und „piff paff!“ hatten ihm Athem und Stimme geraubt.

„Wenn Du mich nicht ganz genau verstanden hast, Autruche, bitte ich, ja flehe ich Dich darum: verlange die Wiederholung Deiner Instructionen von mir ..... denn ich würde untröstlich darüber sein, wenn Du durch ein Mißverständniß um's Leben kommen solltest,“ sprach nachdrücklich de Caujol, welcher mit der Einfalt dieses Tölpels seinen Scherz trieb.

„Ich werde die Dame höflich empfangen; ich werde ihr nichts von Ihrem Besuche sagen und werde sie nach ihrer Adresse fragen. Sie sehen, ich habe mir Alles richtig gemerkt?“ leierte der Gastwirth in einem Athem ab; denn die fieberhafte Angst hatte ihn jetzt auch wieder die Sprache finden lassen.

„Adieu, Autruche. Bewähre Dich schlau wie die Schlange ..... denn das Directorium hat Dich im Auge,“ betonte noch Pierre, ehe er ging.

Der unglückliche Javal besaß nicht mehr die Kraft, ihm das Geleite zu geben. Er sank auf einer Bank in der Vorhalle beinahe ohnmächtig zusammen, indem er in kläglichem Tone wimmerte:

„Aber, guter Gott! Das Directorium muß wohl sehr aufgebracht gegen mich sein, daß es mir beständig in dieser Weise nachstellt?“

Mittlerweile setzte de Caujol seinen Weg nach der Rue de Mont-Blanc fort, indem er zu sich sagte:

„Wenn de Beralec seinerseits Helenen ganz vergessen hat, so scheint es dagegen, daß sie, ihrerseits, ihn mehr liebt denn jemals, da sie so sehr wünscht ihn wieder zu sehen.“

Nachdem er einige Schritte weitergegangen war, blieb er plötzlich ganz nachdenklich stehen.

„Was mag das wohl für so sehr interessante Neuigkeit sein, welche Fräulein de Valleran Yvon mitzutheilen wünscht?“ murmelte er.

Unwillkürlich fühlte er sich durch diesen Detailumstand, dessen Javal Erwähnung gethan hatte, beunruhigt. Er fürchtete dadurch, daß er dessen Stelle eingenommen hatte, vielleicht ein Unglück auf seinen Freund herabbeschworen zu haben.

„Bah!“ meinte er, „ich werde erfahren, worum es sich handelt. Wenn es Javal gelingt, ihre Adresse zu erhalten, werde ich mit Helenen zusammengekommen sein, ehe sie ihren de Beralec zu finden im Stande ist.“

Kaum war er jedoch in die Rue de Mont-Blanc gekommen, so hatte der regsame Geist Pierre's bereits eine andere Gedankenreihe aufgefaßt.

„Im gegenwärtigen Augenblicke," sagte er zu sich, „habe ich herauszufinden, welches Verhältniß ehemals zwischen Surcot und Briquet bestanden hat."

Bald darauf trat er bei der Posamentiererin ein, welche sich jetzt in ihrem Laden befand.

„Patronin, dies ist der Bürger, welcher gestern hier gewesen ist, die von Pictupic aus Rennes bestellten Waaren abzuholen," erklärte der Ladendiener, als er den jungen Mann erkannte.

„Aber, Bürger, da muß ohne Zweifel ein Irrthum obwalten; denn ich habe von dort keinen Auftrag bekommen und kenne den Namen Pictupic gar nicht."

„Wie? und er hat mir doch geschrieben, daß er ein Freund Ihres Gatten und des verstorbenen Surcot sei? Er ist es ja, von dem ich erfahren habe, daß Briquet und der Parfumeur zwei vertraute unzertrennliche Nachbarn waren. Du wirst sie beisammen finden, sagte er mir, sie sind wie Orestes und Pilades, wie Castor und Pollux, wie zwei Finger derselben Hand ..... Zwischen denen giebt's nie einen Streit!"

„Das ist wahr," meinte die Posamentiererin. „Sie haben stets im besten Einvernehmen mitsammen gelebt ...... eine einzige kleine Uneinigkeit ausgenommen, welche höchstens zwei Tage gedauert hat; denn Surcot hat eingesehen, daß er im Unrechte war."

„O! dann muß es auch eine sehr geringfügige Veranlassung gewesen sein .... wahrscheinlich irgend eine kleine Differenz in Geschäftsangelegenheiten?" fragte de Caujol, stutzig gemacht.

„Meiner Treu! ja; es handelte sich blos um die Miethe der Keller.“

Als er die Geschäftsfrau von einer Miethe der Kellerräume reden hörte, mußte der Graf eine Geberde angenehmer Ueberraschung unterdrücken.

„Ah!“ sagte er, „Ihr Seliger wollte wohl die Keller des Parfumeurs miethen?“

„Nein, gerade im Gegentheil; Surcot hatte Verlangen nach den Kellern unseres Hauses, welche vortrefflich sind. Ehe sich unser Posamentierergeschäft hier befand, gehörte das Grundstück einem Seifensieder und Kerzenzieher, der zu seiner Fabrikation geräumiger Keller bedurfte. Für unser Geschäft waren uns dieselben ganz nutzlos und wir wußten nicht, was wir mit ihnen anfangen sollten.“

„Wie hieraus zu entnehmen ist, war der Bürger Briquet kein Trinker.“

„Er trank nur sehr wenig. Für unsern Weinvorrath reichte ein ganz kleiner Keller hin. Wir ließen also diese Keller ganz unbenützt stehen, als Surcot eines Tages kam und uns vorschlug, sie zu miethen, auf welchen Vorschlag Briquet natürlich mit größter Bereitwilligkeit einging.“

„Wie das? Bedurfte denn Surcot für seine Parfumerie-Erzeugung so vieler Keller? Das nimmt mich Wunder.“

„O! es handelte sich da nicht um das Parfumeriegeschäft. Zu jener Zeit, es war dies unter der Schreckensherrschaft, glaubte Surcot, der im Wohlfahrtsausschusse viele Freunde und Beschützer hatte, daß er binnen

Kurzem irgend eine, ich weiß nicht mehr welche, Lieferung für die Armee erhalten werde. In der Voraussetzung, daß er zur Einlagerung der zu liefernden Producte große Räumlichkeiten bedürfen würde, hatte er an die Pachtung unserer Keller gedacht, welche ungeheuer groß sind; denn sie erstrecken sich sehr weit und stoßen sogar an jene der Sackgasse Taitbout. Also Surcot machte uns ein Anbot, welches Briquet auch annahm. Sie schlugen mitsammen auf den Handel ein, wie das unter alten Freunden üblich ist ..... und die Sache war abgemacht. ......"

„Ja, gerade so, als ob es vor dem Notar geschehen wäre," unterbrach de Caujol lachend die Frau.

„Leider war's aber nicht so, und Briquet hätte besser gethan, die Sache wirklich vor dem Notar abmachen zu lassen. Wir hatten also die Verbindung nach unserer Seite zugemauert und Surcot eine Thür nach seinen Kellern ausbrechen lassen, und Briquet und ich, wir beglückwünschten uns wegen des guten Geschäftes. Aber kaum vierzehn Tage darauf kam Surcot wieder, um uns anzukündigen, daß er, da ihm die Lieferung entgangen sei, unsere Keller nicht mehr benöthige. Briquet war ganz außer sich vor Aerger; da aber nichts Schriftliches hierüber gemacht worden war, mußte er sich's gefallen lassen. Schließlich benahm sich aber Surcot dennoch anständig genug. Er ließ auf seine Kosten Alles wieder in den früheren Stand setzen und bot auch eine nicht unbeträchtliche Entschädigungssumme an, woraufhin Briquet dareinwilligte, die Verpachtung der Keller rückgängig zu machen. Dies war

der einzige Streit, welcher die Freundschaft der Beiden vorübergehend getrübt hat."

„Auf diese Weise haben Sie noch immer diese Keller, für die Sie keine Verwendung wissen, zu Ihrer Verfügung?" fragte der Graf, welcher den Einzelheiten mit gespannter Neugierde zugehört hatte.

„Aber nein, nicht doch," meinte die Witwe lachend; „Surcot hatte uns Glück gebracht. Sechs Monate später fanden wir wieder einen Abmiether."

„In dem Nachbarn zur Linken?"

„Nein; ich habe Ihnen ja gesagt, daß unsere Keller sich sehr weit erstrecken, und daß sie sogar an jene der Häuser in der hinter uns gelegenen Sackgasse Taitbout anstoßen."

„Also haben Sie dieselben wohl an einen Bewohner der Sackgasse vermiethet?"

„Ganz richtig. Der Wirth des Gasthauses du Mouton-Noir hat sie gepachtet."

„Das muß also schon ein bedeutendes Geschäft sein, dieses Gasthaus du Mouton-Noir?"

„O! nein, ein Etablissement sechsten Ranges ..... den Teufel auch! In der Sackgasse Taitbout! denken Sie doch! es sind erst sechs Monate her, da war jener Winkel noch nicht einmal gepflastert. Demgemäß besteht auch die ganze Kundschaft des Mouton-Noir nur aus Kärrnern, Packträgern, herumziehenden Krämern und solch' armem Gesindel."

„Also ein Wirthshaus für allerlei gemeine Vagabunden."

„Ja, man muß nur hoffen, das Etablissement

werde sich jetzt heben, wo die Demolirungsarbeiten, welche der Sackgasse einen Ausgang verschaffen sollten, endlich beendigt sind, so daß diese seit einem Monate unter dem neuen Namen Rue de Helder auf den Boulevard ausmündet."

„Aber, Bürgerin Briquet, wozu kann der Wirth vom Mouton-Noir mit einer so ärmlichen Kundschaft so große Keller benöthigen?"

„Erstens trinken gerade diese ordinären Leute wie die Bürstenbinder. Ferner bietet der Wirth, wie ich glaube, seine Hand dem Schmuggel, welchen seine Kunden, die Kärrner und Hausirer, wohl treiben dürften, und wozu sie eines verborgenen Aufbewahrungsortes bedürfen. In jedem Falle scheint es ihm gut genug zu gehen; denn seit vier Jahren, so lange ist es her, daß ich den Eingang in meinen Keller von dieser Seite aus vermauern ließ, habe ich an keinem Zinstermin auch nur eine Stunde auf die vom Bürger Cupido zu bezahlende Miethe warten müssen."

De Caujol fuhr plötzlich zusammen.

„Wo zum Teufel! habe ich denn diesen Namen schon gehört?" fragte er sich sofort.

„Ja, der Bürger Cupido ist ein Muster der Pünktlichkeit ...... Nebenbei bemerkt ist er aber nichtsweniger als ein Muster der Schönheit; denn er ist wirklich entsetzenerregend anzusehen, mit seiner abgeschnittenen Nase," fügte lachend die Posamentiererin hinzu.

Bei dieser Erwähnung der abgeschnittenen Nase erwachte plötzlich die Erinnerung in dem Gedächtnisse de Caujol's. Es fiel ihm nun jene Haltstation in

einem Wirthshause, wo ihm im freien Hofe von einem Manne Namens Cupido ein Frühstück aufgetragen worden war, wieder ein; damals, als der Scheerenschleifer den armen Grafen, um ihn irre zu machen, hatte in einen Sack stecken, einen ganzen Tag herumfahren und ihn endlich in den in unmittelbarer Nähe liegenden Kerker bringen lassen.

„E!" meinte er, „ich glaube doch, Bürgerin Briquet, ich kenne jenes Einkehrhaus zum Mouton-Noir. Befindet sich nicht dort ein von vier hohen alten Gebäuden eingefaßter Hof, still und traurig wie ein Gefängniß?"

„Ja, ganz richtig. Wenn man in jenem Hofe ist, könnte man meinen, man sei hundert Meilen weit von Paris. Aber trotz alledem ist das Wirthshaus doch immer voll."

„Ei! ei!" dachte Pierre bei sich, „es hat mir ganz den Anschein, als ob die gesammte Kundschaft des Mouton-Noir aus lauter Mitgliedern der Bande des Scheerenschleifers bestände, der das Wirthshaus zu seiner Kaserne gemacht hat."

Als ob ihm Alles, was er da gehört hatte, vollkommen gleichgiltig wäre, gab sich der Graf jetzt den Anschein, auf den Ausgangspunkt des Gespräches zurückkommen zu wollen.

„Also, werde ich an Pictupic schreiben, daß Sie seine Bestellung nicht erhalten haben."

„Man muß annehmen, daß sein Brief von den Banden der Chouans oder der Chauffeurs aufgefangen

worden ist, welche die Posten auf allen Straßen anhalten und ausplündern."

„Ich werde ihm auch mittheilen, daß sein Freund Briquet gestorben ist und Sie daher Witwe sind."

„Den Teufel auch! Witwe? Das könnte ich nicht behaupten," meinte die Geschäftsfrau mit einem traurigen Lächeln.

„Da Sie Ihren Gatten verloren haben."

„Ja wohl, ich habe ihn verloren; aber es liegt kein Beweis vor, daß er auch wirklich todt sei ...... denn ich habe seinen Leichnam nicht auffinden können. Eines schönen Abends ist er ausgegangen, und seit damals habe ich ihn nicht wiedergesehen."

„Ist er etwa öfter des Nachts ausgegangen?"

„In der letzten Zeit, ja ...... als er so nervenleidend war. Stellen Sie sich nur vor, der arme Mann konnte gar nicht schlafen. Sobald er sich hinlegte, litt er an einer Nervenaufregung, und dann konnte er nicht mehr ruhig bleiben. Deswegen brach er mitten in der Nacht zu einem langen Marsche auf, um sich zu ermüden, damit er schlafen könne. Manchmal kam er ganz voll Koth und Schmutz nach Hause; er war die ganze Nacht marschirt, um seine Nerven zu beruhigen ...... Erst dann konnte er schlafen."

De Caujol, welcher die Geschäftsfrau prüfenden Blicks betrachtete, um sich zu überzeugen, ob sie ihm auch wirklich die Wahrheit sage, sah ein, daß sie nach bestem Wissen und Gewissen sprach. Der ehemalige Chauffeur war also gestorben, ohne daß seine Frau eine Ahnung davon gehabt hätte, welch' ganz anderem

Zwecke als der Beruhigung seiner Nerven diese Ausgänge gedient hatten.

„Dann aber konnte ja Briquet, wenn er des Tags schlief, sich nicht seinem Geschäfte widmen?“ fragte der Graf weiter.

„Doch, doch! Ich muß sogar bekennen, daß wir zu keiner Zeit sonst so viel Geld im Hause gehabt haben. Mein armer Gatte sagte mir, er habe in der Stadt einige große Käufer gefunden, mit denen er ungeheure Geschäfte machte ..... Ich habe diese Kunden zwar niemals zu Gesicht bekommen, weder vor noch nach dem Tode Briquet's ...... sehen Sie, gerade so, wie es mit Ihrem Pictupic ist, von dem Sie mir sagen, daß er mit meinem Manne ganz vertraut war, und dessen dieser mir gegenüber doch nie mit einem Worte Erwähnung gethan hat.“

„Ich will ihm schreiben, und das wird ihn ohne Zweifel bestimmen, persönlich zu kommen, um seine Bestellung bei Ihnen zu machen.“

„Das wäre zu wünschen, Bürger; denn die Geschäfte gehen sehr schlecht. Das Geld, mit welchem wir bei Lebzeiten meines Gatten stets reichlich versehen waren, fängt nachgerade an, sehr selten bei uns zu werden.“ .....

„Also adieu, Bürgerin,“ sagte jetzt der junge Mann, der sich beeilte den Laden zu verlassen, um den weitern Klagen der Geschäftsfrau zu entgehen.

Während er die wenigen Schritte, welche ihn von dem Hause Surcot trennten, zurücklegte, murmelte Pierre:

„Die Witwe ist eine rechtschaffene Frau; aber ihr vielbeklagter Briquet war ein Erzgauner, der sich der Bande des Scheerenschleifers angeschlossen hatte."

Hierauf begann er zu lachen und fuhr in Gedanken fort:

„Donnerwetter! Haben mich aber diese elenden Wichte zum Besten gehabt! Nein, das muß ich gestehen! ich glaubte wirklich, eine vollständige Reise gemacht zu haben. Während ich mir einbildete, Gott weiß, wie weit von Paris mein Dejeuner zu nehmen, saß ich blos in dem Hofe des Mouton-Noir, jener verdächtigen Herberge des Meister Cupido, zu Tafel."

Die Rückkehr des Grafen in das Haus Surcot wurde von der gesammten Garnison mit einem freudigen Hurrah begrüßt.

„Wo befindet sich de Beralec?" fragte er.

„In der Dachstube Lebic's," erhielt er zur Antwort.

„Schau!" rief de Caujol aus, „ich habe diesen Lebic, dessen Bekanntschaft zu machen ich gleichwohl so viel Lust verspüre, ganz vergessen."

In Sätzen über vier Stufen eilte er die Treppe hinan, wo er auch bald mit seinem Freunde zusammentraf, den er bei dem Bette des noch immer gebundenen und schlafenden Riesen fand.

„Saperlot! aber dieser Kerl ist ja ein wahrer Koloß!" rief er lachend aus, als er den ungeheuerlichen Corpus des ausgestreckt daliegenden Riesen erblickte.

„Ich fürchte sehr, daß ich ihm doch eine etwas zu starke Dosis gegeben habe," meinte Yvon; „es sind jetzt bereits vierzig Stunden, seitdem er das Betäubungs-

mittel zu sich genommen hat, und noch immer erwacht er nicht. Was werden wir mit ihm anfangen?“

„Wir werden ihn, sobald er wieder erwacht, laufen lassen, wohin er will.“

„Was fällt Dir da ein?“

„Wir haben einen dreimonatlichen Waffenstillstand abgeschlossen, während dessen wir dem Scheerenschleifer in keiner Weise hinderlich in den Weg treten dürfen. Ihm den in seinen Diensten stehenden Riesen zurückzubehalten, wäre gleichbedeutend mit einem Vertragsbruche von unserer Seite. Wir müssen ihm daher denselben zurückschicken; er wird ihn gleichfalls dazu verwenden, ihm die Millionen suchen zu helfen.“

„Glaubst Du denn wirklich daran, daß der Bandit uns den Schatz ausliefern wird?“ fragte de Beralec in zweifelndem Tone.

„O! um seine Poussette wieder zu besitzen, wird er uns den Schatz bis auf den letzten Pfennig zuzählen ...... freilich mit dem stillschweigenden Vorbehalte, ihn uns Tags darauf wieder zu stehlen.“

„Gut; aber wird er ihn auch finden?“

„Ah! darüber werden wir am 18. Brumaire, am letzten Tage des vereinbarten Termins Gewißheit erlangen.“

Die jungen Leute legten sich keinerlei Zurückhaltung auf, in Gegenwart des schlafenden Riesen, dessen Schnarchen gewaltig und ununterbrochen fortrollte, ganz laut zu sprechen.

Wenn sich aber die beiden vertrauten Kampfgenossen, welche in diesem Momente dem Bette den Rücken

zuwendeten, plötzlich umgekehrt hätten, würden sie nicht wenig erstaunt gewesen sein, zu sehen, wie Lebic, der zwar noch immer regungslos dalag und schnarchte, rasch nacheinander die Augen öffnete und wieder schloß.

Schon seit zwei Stunden schlief er nicht mehr.

Gleich im ersten Augenblicke des Erwachens hatte er seine volle Geistesgegenwart und Vorsicht wiedergefunden. Er hatte sich sofort gesagt, daß, um zu erfahren, was sich seit dem Momente der bei ihm eingetretenen Bewußtlosigkeit zugetragen hatte, es das beste Mittel sein müsse, sich, sobald Jemand in seine Mansarde kommen würde, zu stellen, als ob sein Schlaf noch fortdauerte.

So hatte er denn, schnarchend und ohne sich zu regen, das Gespräch des Grafen und de Veralec's von Wort zu Wort mit angehört.

Von d'Hosier hatte zwar Yvon bei dessen Rückkehr aus dem Hause Poussette's Alles erfahren, was sich dort zugetragen; aber über das Weitere war er ohne Nachricht geblieben.

„Ach ja! mit was hast Du aber die ganze Nacht verbracht?“ fragte der Chevalier seinen Freund.

„Ein Mittel zu finden, um, wenn sich später einmal die Nothwendigkeit ergeben sollte, die Thore des Forts Vincennes öffnen zu können ..... Das Wie ist mein Geheimniß,“ entgegnete de Caujol mit selbstgefälliger Miene.

„Gut! ich will nicht weiter in Dich drängen, da es ein Geheimniß ist,“ meinte Yvon, der in dem Tone des Grafen das ihm bei seiner Rückkehr von Liebes-

Abenteuern eigenthümliche Benehmen erkannte. „Aber was Du diesen Morgen unternommen hast, ist das etwa auch ein Geheimniß, mein guter Pierre?“

„Nein, das nicht. Ich wollte in Erfahrung bringen, wie so der Scheerenschleifer sich ungestraft in den anstoßenden Kellern einrichten konnte, und dies ist mir auch gelungen.“

Hierauf berichtete de Caujol seinem Freunde über die von der Posamentierswitwe an Cupido, den Wirth des Gasthauses zum Mouton-Noir, vermietheten Kellerräume.

Kein Wort dieser ganzen Erzählung entging dem lauschenden Lebic.

„Donnerwetter,“ dachte er bei sich, „der Kerl hat keine üble Nase! Auf den ersten Blick hat er gleich den ganzen Fuchsbau entdeckt.“

„Es wird Dir einleuchten,“ fuhr der Graf fort, „daß die Polizei, wenn sie all' die Insassen des Mouton-Noir auf einmal in sichern Gewahrsam brächte, nicht gar tief zu forschen brauchte, um in der Haut all' dieser guten Kärrner, Hausirer und herumziehenden Krämer, welche von dem biedern Cupido beherbergt werden, lauter Spießgesellen des Scheerenschleifers zu finden.“

„Der Teufel! aber wo kommt denn dieser Spürhund mit einem Mal her? Es bedürfte wahrlich keiner zwanzig solchen Burschen, um uns Alle einen Kopf kürzer zu machen,“ sagte sich Lebic, der jetzt, wo er de Caujol zum ersten Male sah, sofort begriff, daß dies eine Persönlichkeit sei, mit der genauer bekannt zu werden, unter Umständen sehr gefährlich sein dürfte.

„Wir sind durch den Waffenstillstand gebunden und dürfen während der nächsten drei Monate der Polizei kein Sterbenswörtlein verrathen. Zunächst müssen wir in den Besitz des Schatzes von Surcot gelangen; das Weitere wird sich nachher finden.“

„Uf!“ machte der Riese innerlich, als er von dieser dreimonatlichen Frist hörte.

„Schau!“ meinte Yvon, „man sollte meinen, unser Bursche da beginnt sich zu regen; es schien mir, als hätte ich ihn aufathmen hören.“

„Jedenfalls schnarcht er nicht mehr; also dürfte sein Erwachen nahe sein.“

Der Halunke regte sich noch immer nicht.

„Demnach war es wohl das Ungethüm hier, welches im Bunde mit Briquet den würdigen Parfumerie-Erzeuger in die Hölle befördert hat?“ fragte de Caujol.

„Ja, er war auch schon lange Zeit, ehe er ihn umbrachte, in den Dienst Surcot's getreten.“

„Dann müßte man ihn, über jene von dem Wohlfahrtsausschusse dem wackern Surcot versprochene Lieferung, um derentwillen dieser die Kellerräume Briquet's durch vierzehn Tage in Miethe genommen hatte, in geschickter Weise aushorchen.“

„Das wäre überflüssig; denn zur Zeit als Surcot von einigen Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses so sehr protegirt wurde, war Lebic noch nicht ein Hausgenosse des Parfumeriehändlers.“

Jetzt warteten die beiden Freunde noch einige Minuten, auf das Erwachen des Schlafenden lauernd.

Aber dieser verhielt sich noch vollkommen ruhig.

„Ich glaube, wir haben noch reichlich Zeit zum Dejeuner zu gehen, ehe er vollständig erwachen dürfte?“ schlug de Beralec vor.

„Ein herrlicher Einfall!“ stimmte Pierre zu.

Hierauf verließen die jungen Leute das Dachstübchen.

Als er hinter ihnen die Thür in's Schloß fallen hörte, öffnete der Riese die Augen und brummte in spöttischem Tone:

„Ah! der Scheerenschleifer verspricht den Schatz auszuliefern ..... Nicht übel! und meine Einwilligung? ..... er vergißt also ganz seinen Freund Lebic, mit dem er doch, sobald man sie entdeckt haben würde, die Millionen theilen sollte?“

Dann murmelte er heiter vor sich hin:

„Dieser Springinsfeld hier, der den Schlauen spielt, hat gleichwohl keine Ahnung davon, daß er mir so eben ganz deutlich angegeben, wo sich der Schatz, den wir so lange vergebens gesucht haben, wirklich befindet.“

Als Yvon und Pierre eine Stunde später in die Kammer Lebic's zurückkehrten, fanden sie den Riesen, die noch ganz verschlafenen Augen eben langsam öffnend, worauf er aus Leibeskräften gähnte, als ob er erst in diesem Augenblicke aus tiefem Schlummer erwachte.

„Der Teufel! was für einen Rachen Du uns aufsperrst, mein Junge; beinahe wie eine kleine Dachkammer!“ rief de Caujol bei dem Anblicke des weitgähnenden Schlundes aus.

„Das geschieht aus Hunger,“ entgegnete der Riese in kläglichem Tone.

„Um so besser! Der Hunger beim Erwachen zeugt von einem guten Gewissen, und ein gutes Gewissen verschafft wiederum einen guten Schlaf. Du hast soeben geschlafen wie ein Klotz, und kaum schlägst Du die Augen auf, so quält Dich auch schon der Hunger; folglich bist Du ein rechtschaffener Mensch," versetzte Pierre im ernstesten Tone von der Welt.

„O!" meinte Lebic in gemüthlichem Tone, „der Schlaf und der Appetit sind es auch nicht, worüber ich mich besonders beklage."

„Also worüber beklagst Du Dich denn sonst?" fragte jetzt Yvon seinerseits. „Du hast uns, Madame Surcot und mir, Streiche gespielt, wofür Dir der Galgen gebührt hätte. Ich hatte Dich in meiner Macht, und Du siehst, ich habe Dir Gnade für Recht widerfahren lassen. Worüber, zu allen Teufeln! kannst Du Dich noch beklagen?"

„Darüber, daß Sie kein Vertrauen in mich gesetzt haben," seufzte der Halunke in wirklich gekränktem Tone.

Auf diese Antwort brachen die beiden Freunde in lautes Gelächter aus.

„Ja," fuhr der Riese fort, „wenn Sie zu mir gekommen wären nnd mir gesagt hätten: Lebic, wir suchen einen Schatz; hilf uns ihn zu finden und Du sollst, wenn es Dir gelingt, die Hälfte davon haben ...... und diese Hälfte wollen wir Dich genießen lassen, ohne Dich jemals zu beunruhigen ..... ohne jemals das Geheimniß Jemandem zu verrathen: wenn Sie so mit mir gesprochen hätten, würde ich Ihnen

suchen geholfen haben, und wer weiß, ob ich den Schatz nicht gefunden hätte."

Die besondere Art und Weise, mit welcher der saubere Wicht die letzten Worte betont hatte, erregte de Caujol's Aufmerksamkeit.

„So sprich Dich doch aus, Lebic," munterte er ihn auf.

„Ueber was, mein lieber Herr?"

„Weißt Du, für einen Menschen, der sich darüber beklagt, daß man ihm nicht genug Vertrauen geschenkt habe, geh'st Du uns im jetzigen Augenblicke nicht mit dem rechten Beispiele voran."

„Wieso das?"

„Da Du Offenheit und Freimuth so sehr liebst, warum hast Du uns dann nicht, anstatt Deine langgewundene Rede vorzubringen, gerade heraus gesagt: Ich will Ihnen einen Handel vorschlagen?"

„Schau! schau!" machte der Riese, „Sie haben dies errathen, wirklich? Dann bezeichnen Sie mir doch, welches Anerbieten eines Handels Sie in meinen Worten erkannt haben."

„Das ist doch ganz klar. Du hast verblümt zu uns gesagt: Jene Millionen, welche Sie suchen, will ich Ihnen verschaffen, wenn Sie mir die Hälfte derselben zusichern."

„Ei! ei! es ist wirklich etwas Wahres in dem, was Sie da ausgedacht haben. Nehmen wir nun den Fall an, daß ich Ihnen einen solchen Vorschlag gemacht hätte: was würden Sie dann geantwortet haben?" fragte Lebic in scherzhaftem Tone.

„Daß wir Narren wären, wenn wir von Dir die Hälfte eines Schatzes annehmen wollten, den Dein Hauptmann uns ganz geben wird,“ versetzte de Beralec.

„Ja; aber nach drei Monaten,“ betonte der Riese.

„Wir können warten.“

„Aber in drei Monaten können sich auch allerlei Zwischenfälle ergeben .... er könnte sogar verschwinden, jener Schatz, während der Scheerenschleifer nach ihm forscht .... denn er hat keine Ahnung davon, wo der Schatz verborgen ist.“

„Am Ende weißt vielleicht gar Du es?“ fragte de Caujol.

„Ja wohl, ich weiß es ..... aber das ist noch nicht lange her,“ kicherte Lebic.

„Und wie hast Du es erfahren?“

„Im Traume, meine guten Herren.“

Wieder begannen die jungen Leute zu lachen.

„Ha! ha!“ meinte Yvon, „wenn Du uns keine andere Gewißheit als diese zu bieten vermagst .... “

„Ei! ei! man muß nicht zu sehr der Träume spotten; es giebt deren, die sich realisiren. Sehen Sie, es ist noch nicht zwei Monate her, da habe ich Jemand gesehen, der einen sehr absonderlichen Traum gehabt hatte ... ich habe damals darüber gelacht ... und gleichwohl ist er in Erfüllung gegangen.“

„Bah! so erzähle uns ihn, jenen Traum,“ meinte de Caujol.

„Er hatte geträumt, daß an demselben Tage noch seine zwanzig Vettern aus der entlegenen Bretagne

ankommen würden, um ihn zu umarmen. Wenn sein Traum in Erfüllung gegangen ist, warum sollte sich dann der meine nicht auch realisiren? Ist's nicht so, Herr de Veralec?"

Yvon sah ihn fest an.

„Wohlan Du Galgenvogel," sagte er zu ihm, „ich sehe, daß Dein Versprechen ernst gemeint ist."

„So nehmen Sie es also an."

„Nein, wir wollen ihn zur Gänze haben, diesen Schatz, und ich bin sicher, der Scheerenschleifer wird ihn uns so übergeben."

„Ja wohl; aber in drei Monaten," wiederholte Lebic spöttisch. „Vielleicht thäten Sie besser daran, die Hälfte gleich zu nehmen, als auf das Ganze nach Verlauf von drei Monaten zu rechnen. Besser ein Sperling in der Hand, als zwei auf dem Dache, sagt ein Sprichwort, welches zu beherzigen ich Ihnen rathen würde."

Die Kaltblütigkeit des Riesen machte die jungen Leute ganz irre.

Sie sahen ein, daß er ihnen die Wahrheit sagte, als er ihnen ankündigte, daß er den Ort, wo der Schatz verborgen sei, wisse.

Jetzt versuchte es de Caujol seinerseits ihn zum Sprechen zu bringen.

„Komm', sei vernünftig. Wir wollen Deine Bande lösen, und dann wirst Du uns zu dem Verstecke führen. Sobald der Schatz entdeckt ist, verpflichten wir uns, Dich ausgestattet mit einer kleinen Summe frei ziehen zu lassen."

„Lösen Sie zuerst meine Bande."

Eine Minute darauf setzte sich Lebic, von seinen Banden befreit, am Fuße seines Bettes nieder. Während er seine von der langen Ruhe ganz steif gewordenen gewaltigen Arme streckte, schien er mit sich zu Rathe zu gehen.

Yvon und Pierre harrten stillschweigend seiner Antwort.

„Nein," sagte er endlich, „Alles wohl erwogen, schlage ich die Freiheit mit der kleinen Summe Geldes aus. Ich will in der Haut eines Millionärs sterben."

„Aber Du kannst auch auf dem Schaffot sterben, Elender! Du bedenkst also gar nicht, daß wir, um Dir ein solches Ende zu bereiten, Dich nur an die Polizei auszuliefern brauchen," rief de Beralec, die Geduld verlierend, aus.

Der Riese zwinkerte spöttisch mit den Augen.

„Mich der Polizei ausliefern!" rief er, „ich fordere Sie heraus, dies zu thun, mein lieber Herr; halten Sie mich etwa für einen blödsinnigen Tölpel? Es kann ja wahrlich nicht in Ihrem Interesse liegen, die Polizei hieher zu leiten; denn sie ist gar neugierig die gute Base. Sie verlangt manchmal allerlei Dinge zu wissen, die ihr mitzutheilen man nicht die mindeste Lust verspürt. So dürfte sie auch, nachdem sie sich mit mir beschäftigt hat, auf den Einfall kommen, die Nase in Euer heimliches Gebahren zu stecken, erfahren zu wollen, warum Ihr Euch hier Euer Zwanzig beisammen verborgen haltet, und zu welchem Zwecke Ihr so gierig nach dem Besitze jenes Schatzes seid."

„Nun, um ihn unter uns zu theilen," sagte de Caujol.

„Ta, ta, ta," meinte Lebic. „Macht Euch nicht schlechter als Ihr seid, meine lieben Leutchen. Ihr seid weder Diebe noch Geizhälse. Ihr seid blos arme Einfaltspinsel, welche die Kastanien für andere, schlauere Füchse aus dem Feuer holen."

Während er dies sprach, hatte er sich in der ganzen Größe seiner riesigen Gestalt erhoben. Der bisherige einfältige Ausdruck seines Gesichtes hatte dem der Energie und der Verwegenheit Platz gemacht. Die Klugheit strahlte aus seinen Augen. Jetzt war er der Bandit, der keine Comödie mehr zu spielen braucht, sondern schnurgerade auf sein Ziel losgeht.

„Ja," fuhr er fort, „Ihr seid wahre Einfaltspinsel; denn schließlich werdet Ihr noch die Kosten des Kampfes bezahlen müssen. Folget mir, und findet Euch mit Lebic ab. Derjenige, für den Ihr handelt, wird sich schließlich mit dem Theile, welchen ich ihm überlasse, zufrieden geben müssen, und Ihr Zwei ..... namentlich Sie, Herr de Beralec ..... würden sich den tiefen Kummer ersparen, der Ihrer am Ende dieser Angelegenheit harrt. Ja, machet den Handel mit Lebic ab, meine Herren, es ist dies ein guter Rath, den ich Euch gebe."

Der gemeine Wicht war verschwunden. Jetzt stand der Riese wie der Dämon des Bösen, als ein verwegener, kluger und erfinderischer Geist vor ihnen.

„Donnerwetter! Du scheinst ja noch viel geriebener

als der Scheerenschleifer zu sein!" rief de Caujol, überrascht von dieser Umwandlung, aus.

„Puh!" machte der Riese mit einem Ausdrucke des Ekels, „über Euren Scheerenschleifer ...... es war eben ein Fehler von mir. Ich habe ihn wirklich für pfiffig gehalten, diesen Menschen, der sich am Ende solcher Maßen in ein Weib vernarrt, daß er darüber zum Verräther wird, und beabsichtigt, mir die Hälfte jenes Schatzes zu stehlen, auf den ich ein volles Recht besitze. Er soll mich aber bald genug kennen lernen, der verliebte Tölpel, der nur seine Schöne retten will."

„O! o!" meinte de Caujol, „man sieht, daß Du nie verliebt gewesen bist."

„Bah! zu was auch! Sehen Sie; Herr de Beralec kann es Ihnen sagen. Madame Surcot ist zwanzigmal schöner als Poussette, und doch ist es mir, wenn die entschlafene Patronin sich ganz in meiner Macht befand, niemals eingefallen, diese zu mißbrauchen."

Jetzt nahm die Stimme des Halunken beinahe einen zärtlichen Ausdruck an:

„Und übrigens, es ist zwar eine Dummheit es zu sagen, interessirt mich die Kleine; sie ist so gut, so sanft ....."

Hier zögerte Lebic in seiner Rede; dann fuhr er, sich zu dem Chevalier wendend, langsam fort:

„Und so geschieht es auch, Herr Yvon, im Interesse der Madame Surcot, wenn ich Sie nochmals auffordere, den Handel mit mir abzuschließen."

„Solltest Du es wagen, sie zu bedrohen?" rief der junge Mann, für Lauretten zitternd.

Der Riese schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Nein," sprach er, „die Arme hat Nichts von mir zu fürchten. Das Unglück droht ihr nur durch Sie selbst. Ich kenne das Spiel des Scheerenschleifers vollkommen, da ich selbst es war, der ihm die Karten dazu in die Hand gegeben hat. Sie zwingen ihn, daß er Ihnen die Millionen überlasse, nach denen er bereits den Arm ausgestreckt hat . . . . er wird die Beute preisgeben, um Poussette wieder zu erlangen, aber der Sieg wird ein trauriger für Sie sein."

Da er Lebic so reden hörte, erinnerte sich de Caujol der Worte, mit welchen Charles, als er das Haus der Schauspielerin verließ, Abschied von ihm genommen hatte: „Zu welchem Zwecke sollte ich mich rächen? An dem Tage, wo ich Ihnen die Millionen aushändige, werde ich ohnedies die ausgiebigste Rache gefunden haben."

„Aber damit sagst Du mir nichts Neues. Dein Hauptmann hat uns gleichfalls mit einem geheimnißvollen Unglücke gedroht."

„Und gerade dieses Unglück ist es, vor welchem ich Sie bewahren würde, wenn Sie mir die verlangte Hälfte der Millionen abtreten wollten."

„Nein, und sollten wir darüber sterben müssen; wir dürfen nicht dareinwilligen, auf einen Theil des Schatzes, welcher einer großen Sache zu dienen bestimmt ist, zu verzichten."

„Bedenken Sie wohl, daß, während ich die Hälfte des Schatzes von Ihnen verlange, eigentlich ich es bin,

der Ihnen Ihren Antheil anbietet, da ich doch das Ganze allein haben könnte."

Die beiden Freunde konnten sich nicht darüber täuschen, daß der Riese wirklich die Wahrheit sprach.

„Warum also behältst Du dann nicht das Ganze für Dich?" fragte de Caujol, der begierig war, das den Gauner leitende Motiv zu erfahren.

„O! Sie können sich das Kopfzerbrechen, um dies zu begreifen, füglich ersparen; ich will Sie dieser Mühe überheben. Wie die Sachen jetzt stehen, spiele ich ein offenes Spiel. Wenn ich die volle Beute erwischte, würde ich dennoch nicht im Stande sein ihrer in Ruhe zu genießen. Im Besitze der Hälfte jedoch würde mir der ungestörte Genuß gesichert sein; denn Diejenigen, mit denen ich theile, müßten mich beschützen."

„Wieso weißt Du das?"

„Durch die Thatsache, daß Sie Ihren Theil annehmen, würde ich Sie zu Mitschuldigen an den Mitteln gemacht haben, welche ich zur Erlangung des Schatzes anwendete."

„Und welche Mittel sind dies?"

„O! sehr einfache. Ich würde eben zwei Menschen umbringen," sagte der Koloß ganz gelassen.

Die jungen Leute sahen einander, ganz entsetzt über dies cynische Bekenntniß mörderischer Absichten verblüfft an.

„Ja, ja," fuhr Lebic fort, „was Ihnen zur Stunde noch ungeheuerlich vorkommt, dürfte Ihnen an dem Tage, wo die Nothwendigkeit Sie anspornen würde,

in ganz anderem Lichte erscheinen, und dann, wer weiß? ..... Vielleicht ließen Sie selbst, die Sie heute noch die tugendspröden Heiligen spielen, sich dazu herbei, Hand an's Werk zu legen. Zum letzten Male frage ich Sie jetzt, gehen Sie auf meinen Vorschlag ein?"

„Nein," meinte Yvon, „wir werden auf den Scheerenschleifer warten, der uns den Schatz in seiner Gänze versprochen hat."

„Auch gut! warten Sie immerhin."

„Nur werden wir, anstatt Dir Deine Freiheit zu geben, Dich als Gefangenen hier behalten," fügte de Caujol hinzu.

Lebic zuckte die Achseln und sagte:

„Ich denke so wenig daran, mich von hier zu entfernen, daß ich Ihnen sogar einen Monat Bedenkzeit lasse."

„Und nach Ablauf dieses Monates, was wirst Du dann thun?" fragte de Beralec, überrascht von der leichten Weise, mit welcher der Galgenvogel sich darein ergab, Gefangener zu bleiben.

„O! dann wird sich das Weitere finden," entgegnete er.

Wie früher war er also jetzt wieder beständig von einer Leibwache umringt, die keinen Schritt weit von ihm wich.

Nur hatte er jetzt die Rolle mit de Beralec getauscht. Denn nun war es der Riese, welcher sich jeden Morgen an den Chevalier mit der Frage wendete:

„Haben Sie mir nichts zu sagen?"

„Der Wind hat diese Nacht umgesetzt, wir werden

heute Regen bekommen," entgegnete nun seinerseits der junge Mann.

In Erwartung der drohenden Ereignisse, deren Herannahen er vorahnend fühlte, wollte der Chevalier es nicht zugeben, daß Laurette den Versteck verlasse, wo sie zusammen mit Poussette verborgen gehalten wurde.

Auf diese Weise sah man sich aber vor die Nothwendigkeit gestellt, das Parfumeriegeschäft zu schließen; de Caujol jedoch half dies zu vermeiden .....

„Ah! ich habe einen Einfall!"

Eine Stunde darauf kam er mit Rosalie zurück, welche er aus ihrer Einsamkeit, in der sich die Arme so sehr ängstigte, geholt hatte, und nun wies er ihr den Posten im Laden zu, eine wirkliche Sinecure; denn das Geschäft ruhte so vollständig, daß sie in zwanzig Tagen nicht mehr als drei Thaler einnahm.

Als Herr de Montesquiou hörte, daß er drei Monate warten müsse, ehe er von den Millionen Surcot's würde Besitz ergreifen können, sagte er zu sich:

„Bah! ich kann mir Zeit lassen, Barras und Fouché zu kaufen; die Sache hat durchaus nichts Dringliches."

Eines Morgens jedoch sahen Pierre und Yvon den Abbé bleich und höchst erregt in's Haus treten, und da rief er:

„Den Schatz! ich muß die Millionen haben, sonst ist Alles für uns verloren!!"

Fünftes Capitel.

Als er in das Haus Surcot stürzte, kam Herr de Montesquiou geraden Wegs von Joseph Fouché, jenem gewandten Manne, der, wie man sich wohl erinnern wird, in der Nacht, welche er mit dem Häuptling der Royalisten bei Frascatti zugebracht, sich beinahe an denselben verkauft, indem er zu ihm gesagt hatte:

„Herr Abbé, kommen Sie doch an dem Tage nach meiner Ernennung zum Polizeiminister, mich zu besuchen. Ich werde dann vielleicht die Persönlichkeit für Sie finden können, welche Ihnen nützlich sein und dagegen die für deren Dienste von Ihnen gebotenen vier Millionen annehmen wird."

Joseph Fouché war aber bereits am 1. August 1799 zum Polizeiminister ernannt worden.

„Ich habe noch Zeit genug!" hatte sich Herr de Montesquiou immer wieder gesagt, anstatt sich bei dem ihm von dem zukünftigen Alleinbeherrscher der französischen Polizei so genau bestimmten Rendezvous einzustellen.

So hatte er in klug berechnender Weise die Tage verstreichen lassen, den Abschluß des Handels immer hinausschiebend, wie man es einem dürftigen Geschäftsmann gegenüber thut, um dadurch dessen Waare billiger zu erhalten.

Endlich, mehr als einen Monat nach der Ernennung Fouché's, war der royalistische Anführer im Ministerium erschienen.

Er wurde auch unverzüglich von dem ehemaligen

Conventsmitgliede empfangen, das aber kalt und undurchdringlich wartete, bis sein Besuch sprechen würde.

„Bürger-Minister, ich komme, um ein interessantes, vor einiger Zeit mit Ihnen begonnenes Gespräch zu Ende zu führen.“

Fouché blickte nachdenklich auf, als ob er bemüht wäre, seine Erinnerungen wach zu rufen.

„Haben Sie denn jene bei Frascatti verbrachte Nacht ganz vergessen?“ fragte Herr de Montesquiou weiter.

„Ah! ja richtig,“ meinte Fouché, „damals, als wir uns, aber wohlverstanden nur zum Scherze, damit unterhielten, einen Verschwörungsplan zu entwerfen, wie er von Jemandem, der das Directorium stürzen und an dessen Stelle von der Macht Besitz ergreifen wollte, erfaßt und ausgeführt werden müßte.“

„Ja, das meine ich.“

„Wie, Sie denken noch immer an jenen Scherz, Herr Abbé?“

„Ja freilich; er hatte mir um so größere Unterhaltung geboten, als wir ihn damals etwas weit verfolgten. Wir sind ja damals so weit gegangen, selbst die Männer mit Namen zu nennen, welche Derjenige, der diesen Scherz zur Wirklichkeit machen wollte, für sein Spiel gewinnen müßte.“

„Wirklich! Erinnern Sie mich doch an diese Namen; ich bitte Sie; denn ich besitze ein so schlechtes Gedächtniß, daß ich sie bereits ganz vergessen habe.“

„Wir hatten vorausgesetzt, daß man Barras,

Sieyès und Roger-Ducos leicht kaufen könnte, also drei von den fünf Mitgliedern des Directoriums."

„Und das war Alles?" fragte Fouché ganz gleichgiltig.

„Nein, wir haben unsern Plan als unausführbar erkannt, wenn es uns nicht gelingt, eine vierte Persönlichkeit zu finden, welche ....."

„Ah! ja richtig, ich erinnere mich jetzt .... den unentbehrlichen Mann .... die wirkliche Haupttriebfeder."

„Ja, so ist's."

Bei der ganzen Verhandlung verhielt sich der Minister gerade so gleichgiltig, als ob er keine Ahnung davon hätte, daß von ihm selbst die Rede war.

„Wohlan!" meinte er, „und haben Sie ihn gefunden, jenen Mann, den Sie, wenn ich mich recht erinnere, mit einer Million honoriren wollten?"

„O! eine Million!" versetzte der Abbé, verächtlich, „eine Million würde zu wenig sein; denn Sie erinnern sich wohl gar nicht mehr, mit welcher Bereitwilligkeit ich auf eine sehr richtige von Ihnen gemachte Bemerkung eingegangen bin."

„Welche Bemerkung sollte das sein? Ich bin wirklich ganz beschämt, Ihre Freundlichkeit in dem Maße mißbrauchen zu müssen; aber es ist mir nothwendig, daß man meinem Gedächtnisse zu Hilfe kommt. Welche Bemerkung könnte ich Ihnen wohl damals gemacht haben?" fragte das ehemalige Conventsmitglied, immer noch mit der Miene grübelnden Nachdenkens.

„Aber, Bürger-Minister, Sie haben mich darauf aufmerksam gemacht, daß es unmöglich sei, die Bedingungen, unter welchen man einen Mann von der Bedeutung, wie wir ihn brauchten, für unsere Sache gewinnen könnte, genau im Vorhinein zu bestimmen. Denn, sagten Sie damals zu mir ..... ich führe Ihnen nämlich Ihre eigenen Worte an ...... denn, ein solcher Mann, der heute ohne Posten nur eine Million werth wäre, würde plötzlich einen ganz andern Werth erlangen, wenn er morgen eine wichtige Stellung einnähme, in welcher er seinen Freunden noch zehnmal nützlicher sein könnte.“

„Ah! habe ich das gesagt? wirklich?“

„Ja, Sie haben sogar, als ich davon sprach, einem solchen Manne unter diesen Umständen vier Millionen bieten zu wollen, sich geäußert, daß Ihnen dies ein sehr annehmbares Geschenk zu sein scheine.“

Nachdem der Abbé dies gesprochen hatte, sahen die beiden Männer einander ein Weilchen stillschweigend an.

„Dann,“ begann Fouché bedächtig, „müssen Sie jenem Manne die vier Millionen auch anbieten ..... wenn Sie dieselben nämlich haben.“

„Ja, die vier Millionen hätte ich wohl, aber .....

„Aber was?“

„Den gewünschten Mann habe ich noch immer nicht. Und darum bin ich auch gekommen, Sie an ein Versprechen zu erinnern, welches mir zu machen Sie damals die Freundlichkeit gehabt hatten.“

„Welches Versprechen?“

„Mir an dem Tage nach Ihrem Einzuge in das Ministerium der Polizei jenen Mann zu bezeichnen.“

„Wie es scheint, haben Sie aber diesen darauffolgenden Tag bedeutend hinausgeschoben; denn nun sind es bereits sechs Wochen, daß ich diese Stelle einnehme,“ meinte Fouché, um dessen schmale Lippen ein Lächeln spielte.

„Ich wollte Ihnen zuerst Zeit lassen, den dringendsten Amtspflichten nachzukommen, Bürger-Minister.“

Fouché warf sich in seinen Sessel zurück und anstatt das angeknüpfte Gespräch fortzusetzen, fragte er in etwas spöttischem Tone:

„Haben Sie La Fontaine's Fabeln gelesen, Herr von Montesquiou?“

„Ja, vor Jahren.“

„Wenn es Ihnen einfallen sollte, sie nochmals zu lesen, so würde ich eine derselben Ihrer besonderen Aufmerksamkeit empfehlen. Sie heißt: Der Hase und die Schildkröte.“

„Wo will er da hinaus?“ fragte sich der Abbé sofort. „Sollte sein Hunger nach Geld sich zu einem solchen Grade von Gefräßigkeit gesteigert haben, daß selbst vier Millionen nicht mehr zu deren Befriedigung hinreichen würden?“

„Sie enthält eine sehr praktische Wahrheit, diese Fabel,“ fuhr Fouché fort. „Während er sich beständig sagte, daß er noch reichlich Zeit habe, seinen Feind zu überholen, ließ sich der Hase endlich von der Schildkröte den Rang am Ziele ablaufen.“

Als er den Minister so sprechen hörte, fühlte der

royalistische Häuptling, daß in dessen Worten eine Gefahr für ihn verborgen sei.

„Sollten Sie etwa in dieser Fabel nicht eine lehrreiche Anspielung auf irgend Jemanden von Ihrer Bekanntschaft entdecken können, Herr Abbé?“ fuhr Fouché immer in demselben ironischen Tone fort.

Jetzt war die Reihe an Herrn de Montesquiou, sich zu stellen, als verstünde er ihn nicht.

„Wünschen Sie, daß ich Ihnen behilflich sei, diese Anspielung herauszufinden?“ fragte der Minister.

„Eben wollte ich Sie um diese Gefälligkeit ersuchen.“

„Wohlan! Jene Person aus Ihrer Bekanntschaft hat gehandelt wie der Hase in der Fabel. Da sie wußte, daß ihr Spiel ein gutes und leichtes war, hat sie den groben Fehler begangen, in der Sicherheit des Gelingens ihrer Absichten die Zeit zu verlieren, weil sie eben nirgends einen zu bekämpfenden gefährlichen Concurrenten sah. Diese Persönlichkeit hat gedacht, daß der Haß und die Verachtung, welche das Directorium auf sich gezogen hatte, mit der Zeit nicht anders als zunehmen könne. Dann würde es nur eines sehr unbedeutenden Stoßes bedürfen, um die morschgewordene Macht zum Sturze zu bringen ..... und Ihr Freund fühlte sich einer günstigen Aufnahme um so sicherer, als er sich allein darbot, eine verwünschte und von allgemeiner Verachtung getroffene Regierung zu ersetzen.“

„Aber das ist ja ganz vernünftig gedacht, sollte

ich meinen!" unterbrach ihn der Abbé, sich ruhig stellend, obgleich innerlich besorgt.

„So warten Sie doch ein wenig den weitern Verlauf ab. Ihr Freund hatte Umschau gehalten und seine Feinde zählen wollen. Er hatte erkannt, daß die Partei, welche den jungen Herzog von Orleans begünstigt, zu unbedeutend sei, als daß er ihr besondere Aufmerksamkeit zu schenken brauchte. Was dann die republikanische Partei anlangte, so war ihre Zeit abgelaufen und Frankreich verlangte etwas Neues. Ist's etwa nicht so, Herr Abbé?"

„Ganz richtig."

„Also erübrigt mir noch die Schildkröte."

„Welche Schildkröte?"

„Nein, ... ich wollte sagen eine dritte Partei. Diese hatte Ihren Freund einen Augenblick in Schrecken versetzt, da sie von dem General Buonaparte, einem gar bösen Gegner, repräsentirt wird, hinter welchem sich eine gierige und verwegene Bande schaart. Aber auch in dieser Richtung war Ihr Freund bald genug wieder beruhigt. Sein Feind Buonaparte hatte nämlich den dummen Streich begangen, das Vaterland zu verlassen, um nach Egypten zu gehen, wo er sich bald von dem Aufruhr der Feinde umringt, von Hunger und Pest vernichtet und von den Engländern, welche ihm den Rückweg zur See absperrten, blokirt sah. Ist's nicht so, Herr de Montesquiou?"

„Ja wohl," stimmte der Abbé zu, dessen innere Unruhe immer wuchs.

„Demgemäß hat also der Hase, der von der

Schildkröte nichts fürchten zu müssen glaubte, es für gut gefunden, die Zeit zu verlieren. Er hat so gründlich mit der Sache getändelt, der Hase .... oder nein, Ihr Freund, will ich sagen, daß er es nicht einmal für nothwendig erachtete, pünktlich zu sein, und daß er sechs Wochen verstreichen ließ, ehe er sich bei einem Rendezvous einfand, dessen Zeitpunkt ihm gleichwohl sehr genau bestimmt worden war ....."

Bei diesem Schlusse der Rede erblaßte Herr de Montesquiou ein wenig; denn es wurde ihm klar, daß er in der Absicht, gar zu klug sein zu wollen, vielleicht sein Ziel verfehlt haben dürfte.

„Aber, Bürger-Minister," sagte er jetzt, „inwiefern haben sich denn die Verhältnisse mittlerweile verändert? Ist nicht die Sachlage ganz dieselbe, die sie vor sechs Wochen, als Sie das Ministerium antraten, gewesen ist?"

„O! o! sollten Sie wirklich der Ansicht sein?" fragte Fouché, spöttisch den Kopf schüttelnd.

„Ganz gewiß. Buonaparte kann seinen Posten ohne Auftrag des Directoriums nicht verlassen, und dieses fürchtet ihn zu sehr, um ihn zurückzuberufen."

Anstatt einer jeden Antwort neigte sich der Minister über seinen Schreibtisch, suchte da ein Papier hervor und reichte es dem Royalistenhäuptling, indem er zu diesem sagte:

„Sehen Sie, Herr Abbé, werfen Sie doch einen Blick in diesen Polizeirapport, welchen mir ein mit großem Kostenaufwande in Neapel von mir angestellter Agent von dort einschickt, wo, wie Sie wissen, der

englische Admiral Nelson sich mit der liebenswürdigen Lady Hamilton die Zeit angenehm vertreibt."

Herr de Montesquiou zögerte das Papier zu erfassen. Der spöttische Ton Fouché's ließ ihn eine schlimme Nachricht ahnen.

„Lesen Sie, lieber Herr," drängte der Minister, „lesen Sie! ich schwöre Ihnen zu, daß dieses Geheimniß von Interesse für Sie ist. Mein Agent hat es bei den Engländern erlauscht, obgleich diese jede Vorsicht gebrauchen, damit es nicht weiter verrathen werde. Wir Zwei, Sie und ich, werden bis morgen die Einzigen sein, welche davon wissen."

Endlich erfaßte der Abbé das Papier und durchflog es mit den Blicken. Als er es dem Minister wieder zurückgab, war er bleich und düster.

Sein Erfolg, den er bisher für gesichert gehalten hatte, erschien ihm jetzt in bedrohlichster Weise gefährdet.

Denn der Rapport des Agenten berichtete, daß Buonaparte, ohne in irgend welcher Form die Erlaubniß nachzusuchen, plötzlich seine Armee verlassen und sich am 23. August im Geheimen eingeschifft hatte, in der Absicht, nach Frankreich zurückzukehren, wohin er von seinen Parteigängern, welche eingesehen, daß die Zeit, das Directorium zu stürzen, gekommen sei, schleunigst berufen worden war.

Der General war glücklich durch die feindliche Flotte, welche in den egyptischen Gewässern kreuzte, durchgekommen; aber die Engländer hatten, sobald sie Nachricht hievon erhalten, zehn Schiffe zu seiner Verfolgung ausgeschickt, und diese durchsegelten nun schon

seit drei Wochen das Mittelländische Meer nach allen Richtungen, ohne die unsichtbare Fregatte „La Muiron", welche den Flüchtigen an Bord hatte, entdecken zu können.

„Nun, Herr Abbé, was sagen Sie zu dem gewaltigen Hindernisse, das mit einem Male zwischen die Räder des Triumphwagens Ihres Freundes gefallen ist?" fragte Fouché, während er den Bericht seines Agenten wieder an sich nahm.

Gegenüber dieser fürchterlichen Gefahr, welche Alles, was er für gesichert gehalten hatte, wieder in Frage stellte, fühlte Herr de Montesquiou sehr wohl, daß er nun die nur zu lange hinausgeschobene Sicherung des Abkommens mit Fouché um jeden Preis erzielen müsse.

Er erhob sich also von seinem Sitze und trat zu dem ehemaligen Conventsmitgliede hin.

„Wann wollen Sie die vier Millionen haben, Bürger-Minister?" fragte er in trockenem Tone.

Fouché kratzte sich hinter dem Ohre und sagte lächelnd:

„Sollen wir aber auch wirklich vier Millionen anbieten? . . . . . . Es scheint mir, daß . . . . . ."

„Was scheint Ihnen?"

„Wie mir scheint, haben wir gesagt, daß der Werth eines Mannes von den Verhältnissen abhängt, in welchen er sich befindet. Und, ich weiß nicht, ob ich mich hierin vielleicht irre: ich glaube, die vorliegenden Verhältnisse haben mit einem Male einen derart bedenklichen Charakter angenommen, daß dadurch der

Bedeutung des Mannes, den Sie für sich zu gewinnen wünschen, ein größerer Werth verliehen wird."

„Aber, Bürger-Minister, beachten Sie wohl, was der Bericht eigentlich sagt. Es sind nun drei Wochen her, daß der General Buonaparte Egypten verlassen, und seitdem hat man von ihm nichts wieder gehört. Damit man aber sagen könne, daß die Verhältnisse sich wirklich in so unheilvoller Weise für mich gestaltet, müßte der Flüchtige bereits Frankreich erreicht haben und glücklich gelandet sein . . . . . . Dagegen liegt aber gar kein Beweis dafür vor, daß der General zur Stunde nicht bereits in einem Schiffbruche umgekommen, oder nicht endlich doch in die Hände der Engländer gefallen sei."

„Das ist ganz richtig, was Sie da sagen. Also wollen Sie sich mit mir nur über einen Punkt einverstehen?" fragte Fouché immer noch in spöttischem Tone.

„Ueber welchen Punkt?"

„Ueber den, daß wenn Buonaparte sonderbarer Weise sich dennoch in Frankreich ausschiffen sollte . . . . daß dann unter jenen Umständen unser Mann wohl seine vollen fünf Millionen werth sein würde."

„Es sei!" versetzte der Royalist sich verabschiedend.

Hierauf entfernte er sich, während ihm der Minister noch nachrief:

„Lesen Sie die Fabel vom Hasen und der Schildkröte nochmals, Herr Abbé. Wenn er die Zeit

gar zu sehr vertändelte, könnte sich der Hase schließlich am Ziele von der Schildkröte überholt sehen."

Hiernach kann man leicht begreifen, mit welcher Ungeduld Herr de Montesquiou, sobald er das Ministerium verlassen hatte, in das Haus Surcot geeilt war.

„Ja," murmelte er für sich, „dieser feile Minister ist mir für meinen Zweck unentbehrlich. Er hat vollkommen recht, wenn er sagt, daß ich bereits zu lange gewartet habe. Es ist unbedingt nothwendig, daß der geldgierige Fouché für unsere Sache gewonnen sei, ehe er ankommt, der Verwünschte ...... und um ihn zu gewinnen, bedarf ich ohne jeden Verzug der Millionen der Dubarry."

So war es auch gekommen, daß er, kaum in das Haus Surcot getreten, dem Chevalier in angstvoller Aufregung zugerufen hatte:

„Den Schatz her! Ich muß sie unverzüglich haben, die Millionen der Dubarry .... oder Alles ist verloren für uns!! ......"

De Veralec schüttelte den Kopf.

„Unmöglich! Herr Abbé. Wir wären nicht einmal im Stande, den Scheerenschleifer aufzufinden; denn dieser ist vollkommen verschwunden ..... und noch zwei Monate müssen verlaufen, ehe der Termin da ist, bis zu welchem er sich verpflichtet hat, uns die siebzehn Millionen auszuliefern."

Diese Antwort versetzte den Parteiführer in die größte Aufregung, und in der Verzweiflung seines Ohnmachtsgefühles brummte er wüthend:

„Zu was brauche ich siebzehn Millionen! .....

ich bedarf ihrer fünf! ...... nur fünf! und wir sind gerettet! ..... O! ich würde Demjenigen, der mir sie jetzt brächte, diese Millionen, mit Bereitwilligkeit die Hälfte derselben überlassen!“

Hierauf wechselten Yvon und Pierre bedeutungsvolle Blicke. Beide hatten sich im selben Momente des Antrages Lebic's erinnert.

„Bieten Sie allen Ernstes diese Hälfte an?“ fragte de Caujol.

„Ja, ja!“ entgegnete der Abbé aufgeregt.

„Dann will ich Ihnen Ihren Mann holen,“ sagte der Graf, der die Treppen hinaufeilte, um in die Dachstube Lebic's zu kommen.

Dieser hatte nämlich, ärgerlich über die beständige Begleitung seiner Leibwache, es seit einem Monate vorgezogen, die Zeit in seiner Mansarde mit Schlafen zu verbringen, wo ihn seine Wächter wenigstens ungestört sich selbst überließen.

„Angenommen! Lebic, angenommen!“ rief de Caujol aus, als er in das Zimmer stürzte.

Dieses war jedoch leer!!!

Und auf eine der Wände des Gemaches war mit Kohle in großer Schrift der folgende Satz geschrieben, welchen Pierre jetzt las:

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihnen während eines Monates die Hälfte anbiete. Der Monat ist um. Ich gehe das Ganze zu nehmen.“

An dem Fenster hing eine Leine, welche aus den Stricken, mit denen er während seiner Bewußtlosigkeit

gebunden worden und die man hier zurückgelassen hatte, zusammengesetzt war.

Vor kaum einer Stunde hatte der Riese die Flucht bewerkstelligt.

Als de Caujol wieder hinabkam, errieth Yvon sofort den ganzen Thatbestand, da Pierre ihm das einzige Wort zuflüsterte:

„Entwischt!“

„Wohlan?“ fragte lebhaft der Abbé, als er den jungen Mann allein zurückkehren sah.

„Wir müssen unbedingt bis zum 18. Brumaire warten; denn Lebic, der Einzige, dem es möglich gewesen wäre, Ihren Wunsch zu erfüllen, ist soeben entflohen.“

Bei Herrn de Montesquiou, einem ausgezeichnet kaltblütigen und entschlossenen Manne, konnten die Anfälle der Verzweiflung nur von seltenem Vorkommen und eben so von nur kurzer Dauer sein. Daher nahm er auch diese Nachricht mit vollkommener Ruhe auf.

„Gut,“ sagte er, „so werden wir warten.“

Und in der That war für ihn noch keine große Gefahr im Verzuge vorhanden. Im ersten Augenblicke hatte ihn wohl die unerwartete Nachricht von der unternommenen Rückreise Buonaparte's zu beunruhigen vermocht; aber, wie er dem Polizeiminister bemerkt, war der nun seit drei Wochen quasi verschollene General ja noch immer nicht in Frankreich gelandet. Selbst zugegeben, daß er den Engländern entgehen und die Küste erreichen würde, konnte der

Commandant des Hafens, in den er einfahren dürfte, nicht unterlassen, den Passagieren dieses Schiffes, welches aus einem von der Pest verheerten Lande kam, eine lange und strenge Quarantaine aufzuerlegen.

„Und überdies," sagte sich der Abbé, „wird das Directorium, so feige es auch sein mag, bei seiner Furcht vor jenem Manne, diese vorzügliche Gelegenheit benützen, um dem waghalsigen General, der sich unterfangen hat, ohne Erlaubniß seine Armee zu verlassen, seine Stellung und seinen Einfluß zu nehmen. Folglich habe ich noch immer Zeit."

In diesem Augenblicke hatte Herr de Montesquiou bereits wieder die Fabel vom Hasen und der Schildkröte vergessen, welche wohl zu bedenken, ihm von Fouché so sehr an's Herz gelegt worden war.

„Wir werden warten, meine Herren," wiederholte er den beiden Freunden, als er sich anschickte, wegzugehen.

Durch die von ihrem Häuptlinge gleich bei dessen Eintritte gemachte Aeußerung beunruhigt, glaubten die jungen Leute ihrem Abschiedsgruße noch die folgende Versicherung hinzufügen zu sollen:

„Wenn unsere Sache gefährdet sein sollte, wie der Herr Abbé es soeben noch gefürchtet zu haben schienen, ist es wohl unnöthig, Sie besonders daran zu erinnern, daß unsere Degen und unser Leben zu Ihrer Verfügung stehen."

„Besten Dank, meine Herren, für diese Opferwilligkeit, an der ich übrigens nie gezweifelt habe . . . . . aber im gegenwärtigen Augenblicke sollen blos die Louisd'ors

meine Bataillone bilden. Also genießen Sie Ihre Zeit der Ruhe und Erholung."

Hierauf verließ sie Herr de Montesquiou, der ganz außer sich zu ihnen gekommen war, lächelnden Mundes.

„Laß' hören, Pierre," rief Yvon heiter aus, „wie ich glaube, hat unser Chef uns für einige Wochen Urlaub ertheilt."

„Bah! bah!" versetzte de Caujol, „ich fürchte sehr, daß der fraglichen Wochen nicht gar viele sein, und daß sie nicht gar lange dauern werden. Meiner Ansicht nach dürfte Seine Majestät Ludwig XVIII. sich noch nicht all' zu bald auf dem Throne seines schönen Frankreich niederlassen. Wenn ein Mann von dem Charakter und Temperamente des Abbé so ganz außer Fassung zu uns kommt, muß er eine gar schlimme Karte in seinem Spiele gefunden haben. Wir wollen der Sache lieber nicht trauen, mein guter Yvon; es dürfte uns sonst ein schwerer Stein ganz unvorbereitet auf den Kopf fallen."

„Was für Gefahr fürchtest Du?"

„Das weiß ich selbst nicht. In keinem Falle können wir die Flucht Lebic's als einen Gewinn für unsere Sache ansehen. Der Schatz ist von der höchsten Nothwendigkeit für uns, und wir haben gar kein Recht zu behaupten, daß es dem Riesen nicht früher als unserem Manne gelingen werde, die Millionen auszuscharren. Die Geschichte geht schief, mein Freund; die Geschichte geht schief ..... sowohl für unsere Sache als für uns."

„Für uns? . . . . . . in wiefern?“

„Hast Du denn die Drohung vergessen, welche der Scheerenschleifer ausstieß, als er mich verließ?“

„Bah! Der Aerger eines sich in der Schlinge sehenden Spitzbuben.“

„Ja, aber Lebic . . . . . . und der ist ein wirklicher Mordkerl . . . . . . der war doch in keiner Schlinge gefangen . . . . . Es ist gerade einen Monat her, daß er uns den Vorschlag gemacht hat, den Schatz mit ihm zu theilen. Er hat uns damals nicht gedroht; er hat uns blos gewarnt . . . . . . und seine Warnung klang sehr ähnlich einem: Nimm Dich in Acht! Besonders für Dich de Beralec.“

„Habe ich etwa nicht schon ernsteren Gefahren die Stirn geboten, als jene sind, mit denen der Chauffeur mich bedroht?“

„Ei! ei! mein Lieber, wie kannst Du das wissen? Ich warte stets, bis ich den Stier gesehen habe, ehe ich bestimme, wie lang seine Hörner sind. Es giebt Gefahren und Gefahren mit Unterschied.“

„Welche Gefahr gäbe es, die wir noch nicht aus der Erfahrung kennen würden?“

De Caujol schien zu zögern.

„Komm'! sprich Pierre; denn Du machst mich ungeduldig . . . . . . Du willst heute gar zu sehr die Hundenase spielen.“

„Was Wunder? Der Wind trägt mir eine Witterung zu, und diese scheint mir eine Gefahr vorherzusagen für . . . . . . Dich.“

„Ich spotte ihrer . . . . . . Festen Fußes werde

ich ihn erwarten, den Scheerenschleifer ...... Ein wilder Tölpel, wie ihn Lebic genannt hat."

„Ja wohl; aber selbst die blödsinnigsten Tölpel haben zuweilen lichte Momente ..... namentlich wenn man ihnen den Verstand eingiebt."

„Was willst Du damit sagen?" fragte lebhaft Yvon, der unruhig zu werden begann.

„Potztausend! mein Lieber, wenn er bedenkt, daß man ihm seine Poussette geraubt hat, kann wohl der Scheerenschleifer, um uns die Artigkeit zu erwidern, auf den Gedanken kommen, zu forschen, ob sich bei uns nicht etwa auch eine Frau befindet, die ....."

De Caujol, der jetzt seinen Freund plötzlich erblassen sah, hielt in seiner Rede inne.

„Ich verstehe Dich!" rief de Beralec aus.

„Du siehst also wohl, mein armer Freund, daß es Gefahren giebt, denen die Stirne zu bieten Du doch nicht gelernt hast."

„Glaubst Du, daß der Elende die Absicht hege, eine solche Rache an uns zu nehmen?"

„Ich glaube, daß er eher daran denkt als an seine Umwandlung in einen ehrlichen Menschen."

„Binnen Kurzem wird Madame Surcot meine Frau sein, und dann werde ich sie zu beschützen wissen."

De Caujol riß erstaunt die Augen auf.

„Wie? Du willst sie heiraten?" rief er aus.

Und dann, plötzlich wieder ruhig geworden, fügte er hinzu:

„In der That, Du hast Recht. Benütze immerhin die Zeit der Ruhe, so gut Du kannst. Ja, heirate,

Yvon, wenigstens wirst Du es keine lange Reihe von Jahren zu bereuen haben.“

„Ich, es bereuen? Du hast eben gar keinen Begriff davon, was für reizendes und sanftes Geschöpf die Frau ist, welche selbst einen Galgenstrick, wie jenen Lebic, zärtlich zu stimmen vermochte!“

„Gut! sehr gut! einverstanden! sie ist die Perle aller Parfumeriehändlerinnen! Das Ideal einer Frau! ein Phänomen unter den Witwen ...... Nun! Du siehst, daß ich nicht knauserig mit meinem Lobe gegen sie bin, gegen Deine schöne Frau Surcot, die ich noch nicht einmal so glücklich war zu sehen ...... denn, nebenbei bemerkt, muß ich Dich darauf aufmerksam machen, daß mir der Zufall in Beziehung auf die von Dir angebeteten Wesen nicht günstig ist. Wie Du in Rennes Helenen Deine Liebe widmetest, war es mir nicht vergönnt, auch nur ihrer Nasenspitze ansichtig zu werden ...... und eben so ist mir der jedenfalls sehr reizende Gesichtsvorsprung der Frau Surcot zur Stunde, wo dessen Eigenthümerin Dich längst zu heißer Liebe entflammt, noch vollkommen unbekannt.“

„So begleite mich diesen Abend, und Du sollst sie sehen,“ versetzte der Chevalier.

„Und was willst Du, daß ich dort zwischen Euch Beiden mit mir anfangen soll, da Ihr doch jedenfalls Euch in einer solch' ununterbrochenen Reihe tiefster Seufzer Erleichterung für Euer beiderseitiges Liebesweh verschafft, daß ich armer Teufel mich in einem Luftzuge befinden würde, der mir unfehlbar einen Schnupfen verursachen müßte? Wie unterhaltend könnte das für

mich werden, in Bewunderung vor dem Anblicke, wie Ihr Euch gegenseitig selig in die Augen schaut, zu verweilen, ohne daß ich es, aus Furcht Euch hiedurch aus Eurer Verzückung zu reißen, wagen dürfte, einen Finger zu regen. Ah! nein! Da ziehe ich es bei weitem vor, meinen Abend mit Rosalie zu verbringen und mit ihr von dem Fort Vincennes zu plaudern."

Trotz der Besorgnisse, welche de Caujol ihm eingeflößt hatte, konnte sich Yvon dennoch des Lachens nicht enthalten.

„Also weigerst Du Dich, mit mir zu kommen?"

„O! es wird noch immer Zeit genug für mich sein, Deinen Engel kennen zu lernen, wenn er erst Madame de Veralec heißen wird ...... da Du Dich entschlossen hast, Dir diesen Zeitvertreib zu verschaffen ...... der zwar von kurzer Dauer, aber darum nur um so angenehmer sein dürfte."

„Aber nun giebst Du mir schon zum zweiten Male zu verstehen, daß unsere Verbindung nicht von langer Dauer sein könne."

„Weil Du, wie mir scheint, ein anderes Weib ganz vergessen hast, dessen Du Dich, ehe Du heiratest, wohl erinnern solltest."

„Helenens, nicht wahr? Kannst Du mich aber an dieses verächtliche Geschöpf auch noch erinnern?"

„Nein, mein Lieber, ich spreche nicht von Helenen. Ich spiele auf ein anderes, freilich viel weniger reizendes Weib an, dessen Gespräch gleichwohl nicht ermangelte, Dein Interesse zu erregen ..... ich möchte sogar behaupten, in höchstem Grade zu erregen."

„Welches Weib sollte dies sein?“ fragte Yvon erstaunt, während er seine Erinnerungen wach zu rufen bemüht war.

De Caujol wartete einen Augenblick, um zu sehen, ob de Beralec seine Anspielung errathen würde, und dann sprach er ruhig:

„Jenes Weib hieß Trigaud.“

„Die bretagnische Wahrsagerin?“

„Ganz richtig,“ versetzte der Graf. „Ah! sie sprach wenig, die gute Trigaud; aber was sie sprach, war gediegen. Ich höre es noch, wie sie zu Dir sagte: Sie werden nicht Ihr fünfunddreißigstes Lebensjahr vollenden. Ehe Sie dieses Alter erreichen, werden Sie auf dem Schaffot sterben. Und Du wirst demnächst dreißig Jahre alt, Chevalier.“

Bei der Erinnerung an diese traurige Weissagung war Yvon zuerst schaudernd zusammengefahren; als er aber wieder Laurettens gedachte, rief er mit vor leidenschaftlicher Liebe bebender Stimme:

„Noch habe ich fünf Jahre vor mir ..... fünf Jahre der Liebe und des gesicherten Glück's! Welcher Mann würde nicht einer solchen Gewißheit gegenüber bereitwilligst sein Leben hinwerfen?“

„Du liebst sie also sehr?“

„Wie Du siehst; mehr als mein Leben.“

„Mehr als Dein Leben, das ist der richtige Ausdruck,“ fuhr der Graf fort; „denn, wenn Du Dich dessen noch erinnerst, die Trigaud fügte hinzu: Sie könnten gerettet werden; aber Sie müssen sterben, wenn Sie sich auf dem Wege zur Rettung von einem

ungeheuren Glücke, welches sich Ihnen darbieten wird, aufhalten lassen. Wie mir scheint, wird nun dieses Glück von Madame Surcot dargestellt; was denkst Du davon? Laß Dich nicht aufhalten, mein Guter! folge hierin der Trigaud; laß Dich nicht aufhalten!“

„Ich will mich so wenig aufhalten lassen, mein wackerer Pierre, daß ich, da jetzt die Stunde gekommen ist, wo ich gewöhnlich Lauretten meinen Besuch abzustatten gehe, mich schleunigst davon mache,“ versetzte de Beralec heiter.

„So gehe denn, Du Eigensinn!“

„Komm' mit mir.“

„Nein, ich muß Rosalie noch um einige Einzelheiten über das Fort Vincennes befragen.“

„Auch recht! Ich sehe schon, daß Du eine wirkliche Abneigung gegen Madame Surcot gefaßt hast.“

„Nicht im Mindesten. Da aber die Weissagung der Trigaud darauf hinzudeuten scheint, daß die Witwe Dir verhängnißvoll werden dürfte, so mache ich Dich darauf aufmerksam ..... denn die Prophezeihung läßt Dir die Möglichkeit offen, dem Verhängnisse zu entgehen.“

„Aber Du selbst; die Wahrsagerin hat Dich ja auch nicht besser bedacht.“

„O! was denn ich! ..... Ich werde mir den Kopf eines Andern abschneiden lassen ..... hat mir die gute Frau prophezeiht. Hol' mich der Teufel, wenn ich das Räthsel zu lösen im Stande bin. Und da man mir nicht, wie das Dir gegenüber geschehen ist, ein Mittel bezeichnet hat, meinem Schicksale zu

entgehen, so suche ich auf eigene Faust nach einem solchen. Nun ist mir eingefallen, daß die zum Tode Verurtheilten oft in Vincennes enthauptet werden; darum habe ich mich im Hinblicke auf eine möglicherweise nöthig werdende Flucht dem Studium des Forts gewidmet."

De Veralec lachte laut auf.

„Beabsichtigst Du etwa alle Gefängnisse der Reihe nach in dieser Weise zu studiren ...... nämlich mit einer Frauensperson, welche Dir den nöthigen Unterricht ertheilt?" fragte er.

„Das wünschte ich! mein Guter; ich wünschte es wirklich!"

„Also zum letzten Male; Du weigerst Dich mit mir zu Madame Surcot zu gehen?"

„Ja wohl, ich verabscheue den Anblick eines Liebespaares, welches trotz ein paar Blasebälgen seufzt. Es wird Zeit genug sein, wenn ich sie sehen werde, bis erst Eure Verheiratung vollzogen sein, und Euer beiderseitiger Athmungsproceß etwas gemäßigter vor sich gehen wird."

Jetzt hatte Yvon die Thür erreicht.

„Ah! à propos!" begann de Caujol wieder; „auf wann ist sie festgesetzt, die Trauung?"

„Sobald der Abbé seine Millionen in Empfang genommen hat; denn dann werden wir ruhiger sein. Sagen wir: am 19. Brumaire."

„Gut, jetzt verfüge Dich zu Deiner Schönen und nimm Dich in Acht, daß Du Dir mit dem Seufzen kein Blutgefäß sprengst."

Nach diesem Gespräche verstrich ein Monat ohne

irgend ein besonderes, auf unsere Erzählung Einfluß nehmendes Ereigniß. De Beralec verbrachte den größten Theil der Zeit in dem Verstecke, wo er die Witwe verborgen hielt, während de Caujol seinerseits sich mit der freundlichen Rosalie immer mehr in das Studium aller Einzelheiten des Forts Vincennes vertiefte.

Am Morgen des 18. Vendimair (16. October) jedoch schien Paris mit einem Male wie aus einem tiefen Schlafe erwacht zu sein. Die gesammte Bevölkerung wogte in fieberhafter und freudiger Aufregung durch die Straßen.

„Was geht denn vor?“ fragten die beiden Freunde einander, da sie gerade beisammen waren.

Der Ruf, welchen eine Gruppe vorüberziehender Leute erschallen ließ, brachte ihnen Antwort auf diese Frage.

„Es lebe der General Buonaparte!“ schrien die Menschen.

Nachdem er sich am 9. October in Frejus ausgeschifft, hatte sich Buonaparte nach einem kurzen Aufenthalte in Lyon geradeswegs nach Paris aufgemacht, wo er in der vergangenen Nacht eingetroffen war.

Er hatte in dem Landungshafen die Quarantaine, jene Verzögerung, auf welche Herr de Montesquiou so bestimmt gerechnet, zu umgehen gewußt.

„Der Teufel!“ meinte de Caujol; „unsere Angelegenheiten scheinen sich etwas schwierig zu gestalten. Vorausgesetzt, daß der Scheerenschleifer dem Abbé den Schatz wirklich bringt ..... haben wir doch noch fünfundzwanzig Tage bis zum 18. Brumaire zu warten.“

Und voll Reue sagte er zu sich:

„Donnerwetter! Lebic hatte doch recht: Ein Vogel in der Hand ist besser als zwei im Busch. Ich glaube nun selbst, daß wir unrecht gethan haben, seinen Vorschlag zurückzuweisen.“

Sechstes Capitel.

Alle Geschichtschreiber haben übereinstimmend den außerordentlichen Eindruck geschildert, welchen die unerwartete Rückkehr Buonaparte's auf die Bevölkerung gemacht hat. Ein lebhafter Enthusiasmus, ein wirklicher Rausch der Begeisterung bemächtigte sich nicht nur der Bewohner der größeren Städte, sondern auch derjenigen der kleinsten Flecken. Man berichtet sogar, daß Baudin, der Deputirte des Departements der Ardennen, vor Freude über diese Nachricht starb.

Das von Elend und Leiden aller Art erschöpfte, dem Ruin nahe gebrachte Frankreich glaubte in dem jungen, magern, fahlen und krätzigen Abenteurer — denn das egyptische Klima hatte diese Krankheit von Neuem bei ihm hervorgerufen, von welcher ihn nachmals vollständig zu befreien dem Leibarzte Corvisart niemals gelingen wollte — den Auserwählten der Vorsehung zu erblicken. Es ist möglich, daß Buonaparte später all' Diejenigen, welche ihm auf der Laufbahn des Glückes vorwärts geholfen hatten, mit reichlichen Gaben überhäufte; aber wir müssen constatiren, daß sie zunächst nur die Krätze von ihm bekamen.

Alles, was Andern in der Verfolgung ihrer Laufbahn hinderlich gewesen wäre, gereichte ihm zum

Vortheil, förderte seine Glückscarrière. Widrige Winde hatten ihn sechsundzwanzig Tage lang an den Küsten Afrikas zurückgehalten, und hier war er geborgen geblieben, während die Engländer auf der hohen See nach ihm gefahndet hatten. Als in der Entfernung einer Tagereise von Frejus sein Schiff dem Feinde signalisirt wurde, war es wiederum der schlechte Gang und die badewannenähnliche Form des Muiron, die ihn vor der Gefangenschaft bewahrt hatten; denn die Engländer konnten nicht annehmen, daß der General ihnen auf einem solch' elenden Fahrzeuge zu entwischen versuchen würde, und hatten es daher unterlassen, das Schiff zu verfolgen. Die durch die Quarantaine im Hafen bedingte Verzögerung, welche dem Directorium den Vortheil geboten haben würde, daß es nicht überrascht worden wäre, hatte Buonaparte, unterstützt durch den Enthusiasmus der Bevölkerung von Frejus, vermeiden können, da er von dieser mit Gewalt an's Land gebracht worden war, und das Volk geschrien hatte: Besser wir bekommen die Pest als die Oesterreicher! ..... Denn gerade um jene Zeit bedrohte die früher zurückgeschlagene Invasion der Fremden Frankreich von Neuem. Das hirnlose, feige Directorium aber, ganz verdutzt über diese unerwartete Rückkehr des gefürchteten Mannes, wagte es nicht, der öffentlichen Meinung thätig entgegenzutreten, und ließ daher an die Stelle der dem von seinem Armeecorps desertirenden Generale zugedachten strengen Strafe ein patriotisches Bankett treten, welches es ihm im Schiffe der Kirche Saint-Sulpice gab ..... ein Banket, an welchem Buonaparte mit so geringem

Vertrauen Theil nahm, daß er sich sein Brod und eine kleine Flasche Wein selbst mitbrachte.

Kurz: in all' diesen Verhältnissen stand ihm ein so unverschämtes Glück zur Seite, daß seine Schwester, Madame Leclerc, die nachmalige Fürstin Borghese, überall herumging und guten Muths ihre Lieblingsphrase wiederholte:

„Gewiß, er hat ein Glück wie ein ....."

Und in der That konnte der General, welchen die Klatschereien seiner Familie gegen Madame Buonaparte aufgebracht hatten, auch glauben, daß seine plötzliche Rückkehr seine Frau gleichfalls, wenn auch in minder angenehmer Weise als das übrige Frankreich, überrascht habe. Denn, als er mitten in der Nacht in seinem Hause der Rue de la Victoire ankam, fand er das eheliche Domicil verlassen, und mußte in ein Hotel schlafen gehen.

Wir wollen uns eben so wenig zum Echo der Verleumdungen von Pauline Leclerc als der Chronique scandaleuse jener Zeit machen, welche behauptet, daß der kleine Hut des großen Mannes ein paar gewaltige Hörner verdeckte.

Demgemäß beeilen wir uns auch zu erklären, daß diesmal wenigstens Josephine vollkommen unschuldig war. Auf die Nachricht von der Ankunft ihres Gatten war sie ihm auf der Straße nach Lyon entgegengeeilt, während er seinen Weg durch das Bourbonnais genommen hatte.

Als Madame Buonaparte zwei Tage darauf nach Paris zurückkam, weigerte sich ihr Gatte, der von seiner

ihn beständig aufhetzenden Familie umringt war, sie vor sich zu lassen, und damals war es, wo das Wort „Ehescheidung“ zum ersten Mal von ihm ausgesprochen wurde.

Von ihrem Gemahl verstoßen, gab Josephine, welche sonst nur durch ihren Ruf der Güte und Wohlthätigkeit die freundliche Erinnerung der Nachwelt verdient hat, gleichwohl einen bedeutenden Beweis von Entschlossenheit und Thatkraft.

Sie übertrug es ihren Kindern, Eugen und Hortense, sie zu vertreten, den beiden einzigen Vorfechtern, welchen der aufgebrachte Gatte die kleinen Sünden der Angeklagten und Verbannten nicht vorhalten konnte. Der General ließ sich auch wirklich erweichen, und hierauf führten die Kinder die arme Frau, welche auf den Stufen der Treppe saß und weinend die Entscheidung ihres Schicksals erwartete, in seine Arme zurück.

Dies waren die unmittelbaren Folgen, welche die unerwartete Rückkehr des Generals Buonaparte sowohl im öffentlichen Leben als im häuslichen Cirkel hervorgerufen hatte, und jetzt stand er auf dem Punkte, dem Herrn de Montesquiou das Spiel, welches dieser bereits als ein für seine Partei beinahe gewonnenes ansehen zu dürfen geglaubt hatte, mit einem Schlage abzugewinnen.

Während der ersten acht Tage, welche seiner Rückkehr aus Egypten folgten, erfüllte die lustig wogende Menge die Straßen von Paris, in denen des Nachts Freudenfeuer angezündet wurden. Dem General kam der Haß und die Verachtung, welche die Bevölkerung

gegen das Directorium hegte, sehr zugute. Die ganze Stadt schien an der Verschwörung betheiligt zu sein, welche den allgemein geschmähten Machthabern die Regierungsgewalt entreißen sollte

Buonaparte, gefolgt von einem zahlreichen Generalstabe, durchzog die Straßen von Paris, um den Enthusiasmus immer von Neuem anzufachen, und als er über den Marktplatz kam, hielt eine Fischhändlerin im Namen der ganzen dortigen Bevölkerung der derben Rede sein Pferd auf und sprach ihn an:

„Lieber kleiner Mann, Du solltest wirklich die fünf Spitzbuben wegjagen, welche uns ganz auffressen; Du wenigstens würdest, wenn Du uns auch verspeisest, es an dem Lorbeer für unsern Aufputz nicht fehlen lassen.“

Hierauf streckten sich tausend Arme dem General entgegen. Dann gab's einen Kampf darum, ihm die Hand zu drücken, und wenn sie Einer endlich berührte, welch' ein Glück!! ...... nur mußte sich der Glückliche nächsten Tages kratzen.

Böse Zungen wollen behaupten, daß der junge Held binnen drei Wochen ein Fünftheil der Bevölkerung von Paris mit der Krätze angesteckt hatte.

Düster und wüthend über seine durch Geldmangel bedingte Ohnmacht, durchschritt Herr de Montesquiou all' jene freudigen Volkshaufen, welche seinen Gegner feierten. Er ging überall hin, Erkundigungen einzuholen, die Absichten der Andern zu erlauschen. Er verbrachte

die Zeit in schmerzlicher Ungeduld, welche ihn an alle jene Orte trieb, wo sich die wohlunterrichteten Neuigkeitskrämer versammelten, durch deren Vermittlung alle Gerüchte des Tages in der Menge verbreitet wurden. Unter all' den Localitäten, wo damals das öffentliche Gerede zur höchsten Entwicklung kam, war die Passage Feydeau die berühmteste, ein langer darmähnlicher Durchgang, der heute ebenso wie das Theater, unter welchem er hinlief, demolirt ist, und der die Rue Feydeau mit der Rue Saint-Thomas verband. In dem dunkelsten Theile dieses Durchganges nun befand sich das den ganzen Tag mit Lampen erleuchtete Kaffeehaus der alten Frau Camus.

Eine wirkliche Bude für Neuigkeitskrämer und Kannegießer, der Versammlungsort der Journalisten und Schriftsteller, erfreute sich das Kaffeehaus der Mutter Camus zweimal täglich des Besuches des verkleideten Herrn de Montesquiou.

Und in diesem Etablissement war es, wo der Abbé eine Hand sich sachte auf seine Schulter legen fühlte, während ihm gleichzeitig eine Stimme ganz leise die Frage in's Ohr raunte:

„Nun denn? Herr Abbé, glauben Sie nicht, daß der Mann, den Ihnen zu verschaffen, Sie mich ersucht haben, heute gut und recht seine fünf Millionen werth sei?“

Als er sich umwendete, fand sich Herr de Montesquiou dem Polizeiminister gegenüber, der seinerseits, gleichfalls verkleidet, das Local der Mutter Camus auch nur

aus dem Grunde besuchte, dort die in der Stadt cursirenden Gerüchte zu erfahren.

Fouché zog den Royalisten mit sich fort zu einem in dem dunkelsten Winkel des Kaffeehauses stehenden Tische.

„Ei! ei!“ meinte er mit seiner höhnischen Stimme, „finden Sie nicht auch, daß die Schildkröte immer Fortschritte macht, während der Hase, welcher seinerzeit ein so sicheres und leichtes Spiel in Händen hatte, noch immer seine Zeit nutzlos verliert?“

Der Mangel des Geldes machte Herrn de Montesquiou vollständig ohnmächtig und verurtheilte ihn zu einer unfreiwilligen Unthätigkeit. Nachdem er mit diesem Manne bereits handelseinig geworden war, konnte er ihm jetzt nicht gestehen, daß er noch immer auf das zu seiner Bezahlung bestimmte Geld warte. Er that sich daher Gewalt an und heuchelte eine vollkommene Gemüthsruhe.

„Sie denken wohl gar, der Hase sei bereits besiegt?“ fragte er mit einem erzwungenen Lachen.

„Besiegt? nein, noch nicht ganz ...... aber es fehlt nicht mehr viel dazu. Ich frage mich beständig, auf was er denn eigentlich noch wartet.“

„Er wartet darauf, bis sich der General genügend bloßgestellt haben wird, um von selbst in sein Netz zu fallen.“

Fouché kannte die ganze Bedeutung und den intriguanten Geist des Abbé's. Als er ihn nun in dieser Weise sich äußern hörte, was eigentlich für seine

gänzliche Unfähigkeit, den Ernst der Sachlage zu erfassen, zu sprechen schien, sah er ihn höchst erstaunt an.

„In welches Netz glauben Sie denn, daß der General fallen könnte?“ fragte er ihn.

„Ich hoffe, das Directorium werde ihm irgend einen ihm gewachsenen Haudegen gegenüberstellen, der ihn zwingen dürfte, sich wieder in Gesetz und Ordnung zu fügen.“

„Und welchen von den gegenwärtig in Paris befindlichen Generalen würden Sie denn für geeignet halten, dem Commandanten der egyptischen Armee die Spitze zu bieten?“

„Zum Beispiel Bernadotte, ein Patriot von Ueberzeugung, der ihm nicht gestatten würde, die Regierungsgewalt an sich zu reißen.“

„Bernadotte schmollt seit drei Tagen, von dem Augenblicke, wo ihm das Kriegsministerium abgenommen wurde. Er wird sich jedenfalls zwischen dem Directorium und Buonaparte ganz neutral verhalten.“

„Also Augereau.“

„Ein Prahlhans, den die Machthaber vom Luxembourg nicht verwenden wollen.“

„Dann Jourdan.“

„Dieser hat erst heute Morgen eine solche Aufgabe zu übernehmen abgelehnt.“

„Sodann Moreau, sein Nebenbuhler im Ruhme.“

„Gerade darum, weil er sein Nebenbuhler im Ruhme ist, verabscheut es Moreau, einen Straßenkampf gegen Ihren Feind zu unternehmen. Er fürchtet, daß man ihn der Eifersucht anklagen dürfte. Ja freilich,

das wäre der richtige Mann, unter den Verhältnissen rettend einzugreifen, und Buonaparte, der sich daüber völlig klar ist, hat auch Anstalten getroffen, ihn für sich zu gewinnen. Wenn sich Moreau noch nicht ausdrücklich für ihn erklärt hat, so wird dies doch demnächst geschehen."

„Das Directorium wird nichts destoweniger Beweise seiner Thatkraft liefern," behauptete der Abbé, der gleichwohl kein Wort von dem, was er sprach, selbst glaubte.

„Ja; das wäre immerhin möglich, wenn die Mitglieder des Directoriums wenigstens so viel gesunden Verstand besäßen, unter sich einig zu bleiben. Aber Gohier und Moulins klammern sich fest an die Republik, während Sieyès, der Roger-Ducos mit sich fortreißt, für Buonaparte ist."

„Wieso wissen sie das?"

„Vorgestern bei dem Diner im Luxembourg hat der General auch nicht ein einziges Wort an Sieyès gerichtet. Zwei Männer, die öffentlich einander so gar nichts zu sagen wissen, müssen sich unter vier Augen wohl genügend ausgesprochen haben. Das ist ein unumstößlicher Satz."

„Und Barras?"

„O!" meinte Fouché in verächtlichem Tone, „der wollüstige Barras ist ein blödsinniger Tölpel, der vollends Alles verdirbt. Anstatt sich einer der beiden Gruppen im Directorium anzuschließen, wodurch wenigstens eine Majorität im Rathe vorhanden wäre, welche zu einer Entscheidung führen könnte, schwankt er zwischen

beiden Parteien unentschlossen hin und her, immer lauernd und auf einen Antrag Buonaparte's wartend, welchen ihm zu stellen, sich dieser wohl in Acht nehmen wird."

„Also, Bürger-Minister, haben Sie Niemanden mehr im Auge, den Sie für mein Spiel gewinnen könnten?"

„Ah! doch ..... wir haben ja den Mann für die fünf Millionen."

Der Abbé sah Fouché scharf an.

„Ja," meinte er, „der in Rede stehende Mann ..... Und glauben Sie, daß er im Stande sein würde, die anderen für den Sieg meiner Sache erforderlichen Factoren wiederzufinden?"

„Er wird es schon verstehen, Barras zum Anschlusse an Gohier und Moulins zu bestimmen. Von dieser Majorität des Directoriums wird er dann einen Befehl zum Handeln erwirken, und mit all' den Mitteln, über die er verfügt, muß es ihm mit einiger Geschicklichkeit gelingen, Verwirrung in das Lager der Triumphirenden zu schleudern."

„Indem er Buonaparte verhaften ließe?" fragte lebhaft Herr de Montesquiou.

„O! nicht doch! Sehr unklug würde Derjenige sein, der es wagen wollte, Hand an den Helden des Augenblicks zu legen. Aber da man den Hirten nicht direct angreifen darf, kann man doch wenigstens vorläufig die Schäferhunde verschwinden machen."

„Und wann das?" rief der Abbé voll Hoffnung aus.

„Wann? Aber das hängt ja von Ihnen ab, mein

Herr," kicherte der Minister, der zugleich einen fragenden Blick auf Herrn de Montesquiou warf.

Der royalistische Häuptling verstand ihn vollkommen, diesen Blick, der nichts Anderes sagen wollte als: „Zuerst zahle." Aber dieser Aufforderung zu entsprechen war er außer Stande, in so lange er nicht die erwarteten Millionen erhalten hatte.

Daher mußte er noch Zeit zu gewinnen trachten.

„Welches Datum haben wir heute?" fragte er.

„Den 10. Brumaire," antwortete Fouché.

„In acht Tagen werden die fünf Millionen bereit sein."

„Ah! also will der Hase die Schildkröte noch immer weiter vorschreiten lassen? Das ist sehr unklug ..... selbst wenn man nicht in Betracht ziehen will, daß binnen acht Tagen die Verhältnisse eine weitere Veränderung erfahren haben dürften, in Folge deren unser Mann, in dem Bewußtsein, sich jetzt noch unentbehrlicher und nützlicher erweisen zu können, sogar sechs Millionen verlangen dürfte," sagte Fouché mit seinem beständigen Lächeln.

Den Widerwillen, welchen ihm die Feilheit des ehemaligen Conventsmitgliedes einflößte, gewaltsam unterdrückend, entgegnete der Abbé:

„An dem Tage, wo ich die Hilfe jenes Mannes in Anspruch nehme, werde ich bereit sein, auch seinen Anforderungen in Beziehung auf den Preis zu genügen."

„Es sei!" meinte Fouché. „Aber der Hase ist gleichwohl sehr im Unrecht, zu warten. Jetzt möchte ich beinahe schon auf die Schildkröte wetten. Sagen

Sie das doch Denjenigen, welche es angeht, mein lieber Herr."

Und mit diesen letzten Worten verließ der Minister das Kaffeehaus der Mutter Camus.

Siebentes Capitel.

Acht Tage nach dieser letzten Unterredung des Abbé's mit Fouché erwachte Paris zu fieberhafter Erwartung und Ungeduld.

Der 18. Brumaire war angebrochen.

Wir lassen es uns nicht einfallen, eine Geschichte jener beiden Tage eines Staatsstreiches zu schreiben, welche ohnehin Jedermann bekannt ist. Schon mit frühem Morgen war der Abbé in das Haus Surcot gekommen, um die Erfüllung des von dem Scheerenschleifer geleisteten Versprechens zu erwarten. Bleich, aber ruhig sah er die Stunden verstreichen, welche eine nach der andern, wie sie dahin schwanden, jenem Spiele, welches er so lange Zeit für ein vollkommen unverlierbares gehalten hatte, eine Chance des Gelingens raubten.

Die zwanzig jungen Leute des Hauses waren als Kundschafter hinausgezogen und kehrte alle Augenblicke Einer von ihnen zurück, Nachricht über das Stadtgerede zu bringen.

Von den Parteigängern Buonaparte's bearbeitet, welche die Mitglieder des Rathes der Alten und der Fünfhundert glauben machten, daß der Bestand dieser Körperschaften durch das Directorium bedroht werde, hatten diese sich entschlossen, den Ort ihrer Sitzungen

nach Saint-Cloud zu verlegen und Buonaparte mit dem Schutze derselben zu beauftragen.

„Die blöden Tölpel! Sie liefern sich selbst gerade Demjenigen in die Hände, der sie niederzuschmettern wünscht!“ brummte der Royalist vor sich hin.

Aller Orten hatten die Truppen Ordre erhalten, sich dem Befehle des Generals zu unterstellen.

„Ja, ja,“ sagte der Abbé weiter bei sich; „gebt ihm nur selbst die Ruthen in die Hand, mit denen er Euch peitschen wird, elende Thoren! .....“

Bei jedem neuen Berichte, der ihm wieder bewies, welche Riesenschritte sein Gegner machte, wiederholte er mit fieberhafter Ungeduld:

„Nur Fouché kann mich noch retten; aber erst muß ich die Millionen haben, diesen Mann zu bezahlen.“

Und von diesem einzigen Gedanken erfüllt, behielt er beständig sein Auge auf die Uhr geheftet, deren Zeiger immer vorwärts rückten und ihm auf ihrem Wege jede der verlorenen unschätzbaren Minuten bezeichneten.

Blos Yvon und de Caujol waren bei dem Abbé geblieben und wohnten stumm und traurig dem schmerzlichen Schauspiele der Verzweiflung an, welches dieser Mann, der sein mühsam aufgebautes Gebäude zusammenstürzen sah, ihnen trotz seiner scheinbaren Ruhe bot.

Der Abend brach herein, ohne daß irgend eine Nachricht von dem Scheerenschleifer gekommen wäre. Dann verstrich auch Stunde um Stunde die Nacht, und noch immer wartete der Abbé, scheinbar vollkommen ruhig, innerlich aber von unsagbarem Schmerze gefoltert.

Von Zeit zu Zeit murmelten seine Lippen wie unbewußt die Worte:

„Die Millionen! Die Millionen!"

Endlich brach der Tag des 19. Brumaire an, und mit ihm ließ sich durch die ganze Stadt der Lärm der Truppen vernehmen, welche sich auf die ihnen bestimmten Posten begaben. Ebenso wie der Abbé hatte auch Buonaparte gewacht, damit beschäftigt, sein kühnes Unternehmen vorzubereiten und all' den treuen Generälen, welche bereits vor Tagesanbruch den kleinen Hof seines Hauses füllten, ihre Aufgaben zu erklären und einzuprägen.

Aus einem Fenster des Hauses Surcot sah der Abbé seinen rührigen Feind, umgeben von seinen Parteigenossen, durch die Rue du Mont-Blanc ziehen, um sich an die Spitze der Truppen zu stellen, welche die Volksvertretung ihm in ihrer Dummheit anvertraut hatte, und mit welcher er sie zu sprengen sich anschickte.

„Noch würde Fouché im Stande sein, ihn in seinem Siegeslaufe aufzuhalten! Die Millionen! die Millionen!" wiederholte immer wieder unwillkürlich Herr de Montesquiou.

Nach einem abermaligen solchen nervösen Ausbruche der innern Aufregung des Abbé's neigte sich Yvon zu dem Ohre Pierre's und flüsterte ihm zu:

„Daß der Scheerenschleifer nichts von sich hören läßt, ist mir unbegreiflich. Wir müssen ihn aufsuchen."

„Diese Nacht bin ich von einer entsetzlichen Befürchtung erfaßt worden. Ich habe nämlich Angst, daß der Bandit den Versteck Poussette's entdeckt, und das

Weib sowohl als den Schatz mit sich fortnehmend, geflohen sei."

Der Ernst der Verhältnisse hatte es zur Folge gehabt, daß Yvon schon seit drei Tagen nicht gegangen war, Madame Surcot zu besuchen. Auf die von de Caujol ausgesprochene Befürchtung beeilte sich der Verliebte zu erwidern:

„Ich laufe rasch dahin. In einer Stunde werden wir wissen, wie wir mit Poussette daran sind."

Hierauf war Yvon davongeeilt, seinen vertrauten Freund allein mit Herrn de Montesquiou zurücklassend. Aber der Letztere war auch nicht länger im Stande, bei der ihn verzehrenden Ungeduld in Unthätigkeit zu bleiben, und zehn Minuten darauf sagte er zu dem jungen Manne:

„Herr de Caujol, es ist unumgänglich nothwendig, daß ich mit Fouché spreche. Von ihm allein hängt noch unser Heil ab. Wenn Sie während meiner Abwesenheit irgend eine Nachricht von dem Elenden erhalten, den wir seit gestern mit solcher Ungeduld erwarten, so trachten Sie, zu mir zu gelangen. In diesem Wirrwarr wird es gleichwohl ein Leichtes sein, den Polizeiminister ausfindig zu machen. Wo dieser sich aufhält, werden Sie auch mich finden."

So war also der Abbé dem General auf den Fersen nachgeeilt, indem er sich der letzten Hoffnung hingab, daß ein unvorhergesehenes Ereigniß dessen Triumph noch immer aufhalten dürfte.

Bald sah de Caujol seinen Freund Yvon bleich und vom raschen Laufen beinahe keuchend zurückkommen."

„Nun denn?“ rief Pierre beunruhigt, indem er des Andern Aufregung bemerkte.

„Du hattest Recht, Freund, es hat sich ein ganz unerwartetes Ereigniß zugetragen. Gestern hat Madame Surcot, welche meine Handschrift nicht kannte, ein mit meinem Namen gefertigtes Billet erhalten, in welchem sie aufgefordert wurde, Poussette dem Ueberbringer des Schreibens anzuvertrauen, und hierauf ließ sie die Gefangene ziehen.“

Der Graf dachte einen Augenblick nach.

„Höre mir zu!“ sagte er. „Poussette war unsere Gefangene, ohne selbst eine Ahnung davon zu haben, da wir, um sie von dem Verlassen ihres Verstecks abzuhalten, nur nothwendig gehabt hatten, ihr zu sagen, daß dies der Wunsch ihres Charles sei, den sie, wenn sie sich sehen ließe, in große Gefahr bringen könnte. Die Liebe, welche dieses reizende Geschöpf für ihren Anbeter hegt, machte sie leichtgläubig und gehorsam. Demgemäß können wir voraussetzen, daß Poussette, nachdem sie Madame Surcot verlassen hatte, in ihr Palais zurückgekehrt sei, um dort ihren Geliebten anzutreffen, oder zu erwarten. Wenn wir sie dort nicht mehr vorfinden sollten, so haben wir wenigstens die Möglichkeit irgend ein Anzeichen zu entdecken. Wir müssen daher ohne Verzug nach dem Hause der Schauspielerin eilen.“

Schon eine Viertelstunde darauf langten die beiden jungen Leute ganz athemlos vor der Wohnung Poussette's an. Um dahin zu kommen, hatten sie wohl einige Schwierigkeiten, die Truppenkette zu passiren, welche das Palais und den Garten des Luxembourg

umringte, wo der General Moreau, der sich hatte bestechen lassen, die drei Mitglieder des Directoriums Gohier, Barras und Moulins gefangen hielt, während Buonaparte seinen Staatsstreich ausführte. Was die beiden andern Mitglieder des Directoriums, Sieyès und Roger-Ducos anlangt, so waren diese zu den Verschwörern übergegangen.

Das Haus Poussette's war still und verödet.

„Man sollte es für gänzlich verlassen halten,“ meinte Yvon.

„Und gleichwohl ist die Hausthür nur zugeklinkt,“ versetzte de Caujol, der soeben den Eingang geöffnet hatte.

Im Erdgeschosse entdeckten die beiden Suchenden Niemanden.

Hierauf stiegen sie in den ersten Stock hinauf.

Nachdem er die Thür von Poussette's Schlafzimmer aufgestoßen hatte, fuhr de Caujol plötzlich zurück.

„Puh!“ machte er, „welch' ein Dunst!“

„Man sollte meinen, es sei Kohlendampf.“

Wirklich verbreitete sich auch rasch genug der Geruch des Kohlenoxydgases durch das ganze Haus.

„Sollte sie sich mit Kohlendampf um's Leben gebracht haben?“ rief der Graf aus, der in das Zimmer stürzte und dessen Fenster rasch aufriß.

Jetzt bot sich den jungen Leuten ein trauriger Anblick dar.

In dem so schmucken Gemache, auf dem Bette von Seide und Spitzen lag das anmuthige, sanfte Mädchen todt ausgestreckt da. Sie hatte sich eigens für den Tod

geschmückt. Weiß gekleidet, ein reizendes Häubchen, welches ihr liebes Gesicht umrahmte, auf dem Kopfe, sah sie wie eine Schlafende aus.

Auf einem Tische lag, von dem armen Geschöpfe ganz frei hingelegt, ein Papier, auf welchem mit einer kleinen zittrigen Schrift die Worte zu lesen waren:

„Nach dem, was ich erfahren habe, kann ich nicht mehr leben. Ich liebe ihn so sehr, daß ich nicht den Muth besitze, ihm zu fluchen. Möge Laurette, meine Freundin während der letzten Tage, zu Gott für mich beten.“

„Arme Poussette!“ sprach de Caujol, indem er einen Kuß auf die Stirn der Todten drückte.

„Wer mag wohl jener Elende sein, der sie von der Wahrheit unterrichtet hat?“ fragte Yvon.

Anstatt auf diese Frage zu antworten, stieß der Graf plötzlich einen Schrei der höchsten Ueberraschung aus.

„Sieh' doch dahin!“ sagte er, indem er mit dem Finger unter das Bett deutete.

Unter dem Bette der Unglücklichen sah man den Körper eines gebundenen Mannes liegen. Ein um dessen Hals geschlungener Strick hielt ihn an dem untersten Theile eines der Bettfüße fest.

Im Munde des Gefesselten steckte ein Knebel.

In dem Manne, welcher sich in den letzten krampfhaften Zuckungen des Todeskampfes gegen die Wand des Alcovens gekehrt hatte, erkannten die beiden jungen Leute, als sie den Leichnam hervorgezogen hatten, den Scheerenschleifer Charles.

„O! diesem da ist sein Recht geschehen!“ rief

de Beralec aus. „Nur hat er die Guillotine um ein würdiges Opfer betrogen.“

„Sein Tod muß ein fürchterlicher gewesen sein,“ bemerkte de Caujol. „Denn Derselbe, welcher Poussette von Allem unterrichtete, hat auch ihm dieses Ende bereitet, welches für den Scheerenschleifer ein zehnmal entsetzlicheres als das Beil der Guillotine gewesen sein muß. Gebunden und geknebelt hat dieser Mann, der sich weder rühren noch einen Schrei ausstoßen konnte, dem Erstickungstode seiner Geliebten beigewohnt und diesen selbst getheilt, ohne daß er im Stande gewesen wäre, sie zu retten oder auch nur ein letztes Wort des Abschiedes an sie zu richten. Die unglückliche Poussette verschied, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß der Mann ihres Herzens, dem sie nicht einmal zu fluchen vermochte, da in ihrer unmittelbarsten Nähe sich befinde und mit ihr zugleich im Todeskampfe liege.“

Sich über den Körper des Banditen herabbeugend, wollte sich Yvon versichern, ob kein Zeichen des Lebens mehr an ihm zu entdecken sei. Aber der bereits kalt gewordene Leichnam, bei dem auch schon die Starre eingetreten war, bewies deutlich, daß der Scheerenschleifer seit mehreren Stunden todt sei.

„Schau! ein Brief,“ rief Yvon jetzt aus, als er unter seinen den Körper betastenden Händen ein Papier knistern hörte.

Hierauf zog er aus einer der Westentaschen des Todten einen versiegelten Brief, auf welchem er mit Erstaunen die folgende Ueberschrift las:

„An den Herrn Grafen de Caujol.“

„Nun, da ist er ja doch an seine Adresse gelangt,“ rief Pierre aus, indem er den Brief erfaßte und das Siegel brach.

„Ah! Den 17. Brumaire,“ begann er, „also schon vor zwei Tagen geschrieben.“

Hierauf las er seinem Freunde vor:

„Erst gestern habe ich erfahren, an welchem Orte der Schatz Surcot's verborgen ist. Da die Frist, binnen welcher Sie sich verpflichtet haben, mir Poussette wiederzugeben, erst morgen abläuft, befinde ich mich noch innerhalb des Termins unseres Uebereinkommens. ....“

„Das ist richtig. Wie es scheint hat ihn nur der Tod daran verhindert pünktlich zu sein,“ unterbrach Yvon die Vorlesung.

De Caujol fuhr fort:

„Die Millionen sind in den Kellern vergraben, welche Surcot während sechs Wochen von dem Posamentier Briquet in Miethe hatte, und zwar in demselben Keller, welchen Herr de Caujol elf Monate lang bewohnte.“

Als er diese Worte las, fuhr Pierre in fürchterlicher Wuth empor und rief aus:

„Donnerwetter! welch' grenzenloser Dummkopf bin ich doch! Das hätte ich sofort errathen sollen, als die Witwe Briquet mir ganz unbefangen die Geschichte von der Vermiethung der Keller erzählte. In der Furcht, daß eine Durchsuchung seines Hauses zur Entdeckung des Schatzes führen könnte, hatte der schlaue Parfumeriehändler die Keller des Nachbars gemiethet, und nachdem er sie sechs Wochen lang behalten, um in

denselben den Hort wohl zu verbergen, verzichtete er auf die fernere Pachtung, indem er sich der Hoffnung hingab, zu gelegenerer Zeit die Millionen von dort wieder zu holen ..... Ja, ja, das hätte ich errathen sollen! Wirklich! ich bin ganz wüthend darüber, wenn ich bedenke, daß ich elf Monate lang über diesen Millionen geschlafen und gewacht, ohne eine Ahnung von deren Vorhandensein zu haben!“

„Und ist der Brief hiemit abgebrochen?“ fragte Yvon, nachdem er seinem Freunde Zeit gegönnt hatte, sich einigermaßen zu beruhigen.

„Nein, es steht noch Etwas darin. Höre!“ entgegnete Pierre, die Vorlesung wieder beginnend:

„Wenn Herr de Caujol diesen Brief lesen wird, werde ich bereits mit Poussette Frankreich verlassen haben; ich beauftrage ihn daher, eine Dame aufzusuchen, deren Namen er mir nicht hat sagen wollen.“

„Schau! wer ist denn diese Dame?“ unterbrach ihn der erstaunte Chevalier wieder.

„Meiner Treu! davon habe ich keine Idee. Der Scheerenschleifer wollte mit aller Gewalt von mir den Namen einer Dame erfahren, mit der er, wie er behauptete, mich hatte gehen sehen ...... auf dem Pont-Neuf, glaube ich. Und da ich mich durchaus einer solchen Begleitung nicht erinnern konnte, war es mir unmöglich seinem Wunsche nachzukommen. Daher entsprang auch die ganze Feindschaft zwischen uns.“

Wir verzichten darauf, die Sicherheit zu schildern, mit welcher de Caujol diese Lüge vorbrachte, um seinem

Freunde Yvon auch gewiß sein Abenteuer mit Helenen zu verbergen.

„Laß hören! welchen Auftrag giebt er Dir wohl an die Unbekannte zu bestellen?“ fragte de Beralec weiter, dem kein Zweifel an der Wahrheitsliebe seines Freundes beikam.

„Ach! ja; es ist wahr ...... was mag das wohl für Auftrag sein.“

Hierauf fuhr er in der Lectüre fort:

„...... und ihr die folgenden Worte, welche ihr wohl verständlich sein werden, auszurichten: Der Hausirer Charles giebt Ihnen Ihre Freiheit wieder, deren Sie sich für fünf Jahre entäußert hatten, um ein geliebtes Wesen zu retten.“

„Eine verteufelt räthselhafte Geschichte!“ rief de Caujol aus, der ein erzwungenes Lachen producirte, um die Unruhe zu verbergen, welche ihm das Geheimniß in dem Leben Helenens, von dem er eben erfahren hatte, bereitete.

„Wer mag wohl jenes Weib sein?“ fragte unbefangen de Beralec, der tausend Meilen weit davon war, einen Verdacht über die Wahrheit zu schöpfen.

„Ich kenne sie eben so wenig als Du. Folglich ist der Auftrag auch schon vollkommen beseitigt.“

„Ist das Alles?“

„Ja ...... ah! doch nicht. Es ist noch eine kleine Nachschrift dabei: Höre!“

Und hierauf las Pierre auch den letzten Satz vor.

„Im selben Momente, wo ich Ihnen die Millionen

ausliefere, bereite ich Ihnen auch die Ueberraschung, welche mich rächen wird."

Die beiden Freunde sahen einander erstaunt an. Aber ehe sie noch ein Wort über diesen letzten Punkt gewechselt hatten, schlug sich der Graf vor die Stirn und rief aus:

„Donnerwetter! mein Lieber! während wir uns hier an den epistolarischen Ergießungen des Scheerenschleifers erbauen, vergessen wir ganz Buonaparte's, der uns stark zusetzt, und des Herrn de Montesquiou, der seiner Millionen harrt."

„Das ist richtig."

„Besteige das erste beste Pferd, das Du erwischen kannst, und eile den Abbé aufzusuchen, um ihm zu sagen, daß der Hort gefunden ist, und daß ich damit beschäftigt bin, ihn auszugraben. Erkundige Dich, wo in diesem Wirrwarr der Polizeiminister sich befindet ..... Das dürfte Dir nicht schwer werden ..... und unser Häuptling muß sich in dessen abscheulicher Gesellschaft aufhalten."

„Gut, ich eile von dannen," sagte Yvon; „aber laß mich nur diesen Zettel mitnehmen, in welchem die arme Poussette ein letztes Abschiedswort an Frau Surcot richtet."

Nachdem er noch das Papier an sich genommen hatte, stürzte de Veralec in aller Eile davon.

Allein zurückgeblieben, betrachtete der etwas erschütterte de Caujol einen Augenblick lang die starren Züge der Schauspielerin, welche er noch vor Kurzem so

sprühend von Geist und Heiterkeit gesehen hatte, und murmelte vor sich hin:

„Meine gute kleine Poussette, Du hast vielleicht wohl daran gethan zu sterben; denn, Gott weiß, was für Zukunft Dir mit dem Elenden bevorstand, den Du gleichwohl so sehr liebtest!“

Dann nachdem er auf die eiskalte Stirn einen zweiten, pietätvollen Kuß gedrückt hatte, stieß der junge Mann den Leichnam des Scheerenschleifers mit dem Fuße beiseite, indem er zu sich sagte:

„Jetzt wollen wir gehen, die Millionen für den Abbé zu suchen.“

Was man heut zu Tage das Rondel des Arc de l'Etoile nennt, wurde zur Zeit, in der unsere Geschichte spielt, einfach die Barrière von Neuilly geheißen. In die Mitte dieser so zu sagen sumpfigen Ebene sollte sechs Jahre später der Architekt Chalgrin die ersten Grundsteine zu dem Arc-de-Triomphe legen, ein Grundbau, welcher an und für sich ein Riesenwerk darstellte.

Schon hatte man in dem Lande bis zu einer Tiefe von beinahe dreißig Fuß gegraben, ohne daß es gelungen wäre, auf eine genug feste Formation des Bodens zu kommen, auf welche man den Grund des Monumentes hätte legen dürfen, als Chalgrin, daran verzweifelnd, die Tuffschichte überhaupt erreichen zu können, sich endlich entschloß, einen künstlichen Grund und Boden zu schaffen, indem er ungeheure behauene Steine ohne einen jeden Mörtel aufeinanderhäufen ließ. Wenn man

heute das Baudenkmal betrachtet, hat man keine Ahnung davon, daß es auf einem Grunde ruht, der durch eine eben so große Masse in den Boden versenkter Steine hergestellt wurde, als man zu dem ganzen sich über die Erde erhebenden Monumente benöthigt hat.

Die Barriere von Neuilly führte also auf ein ungeheuer großes Feld hinaus, welches man von den Dächern der wenigen einzelnen Häuser, die sich zur Rechten auf den Hügeln von Beaujon befanden, übersehen konnte.

Eines dieser Häuser war es nun, dessen Dach eine Aussichtsterrasse bildete, auf welcher sich Fouché am 19. Brumaire etablirt hatte. Von der Höhe dieses Observatoriums aus konnten die Blicke des Polizeiministers zugleich die Straße von Saint-Cloud und die ganze Avenue der Champs-Elysées bestreichen. Das Verhalten jenes Mannes an diesem Tage bewies eine höchst kluge Berechnung. Alle Mannschaften, über welche die Polizei zu verfügen hatte, waren von ihm an diesem Tage zwischen der Barrière von Neuilly und dem Punkte angehäuft worden, den man heute das Rondel der Champs-Elysées nennt. Ehe er sich in der einen oder der andern Weise erklärte, wollte er an diesem Kreuzpunkte die Rückkehr Buonaparte's abwarten, sei es, um ihn, falls er geschlagen worden sein sollte, zu arretiren, sei es, um ihn, im Falle sein Staatsstreich gelungen wäre, mit einer gewaltigen Acclamation zu begrüßen.

Denn dies waren wirklich die Alternativen, denen Buonaparte sich gegenübergestellt hatte. Als des Morgens die ihn begleitende Escorte auf dem Wege nach Saint-

Cloud über den Revolutionsplatz gekommen war, hatte eine Stimme mitten aus der Gruppe ausgerufen:

„Morgen werden wir entweder im Louxembourg schlafen oder unser Leben auf diesem Platze beschlossen haben.“

Durch seine Agenten, welche auf der Straße von Paris nach Saint-Cloud beständig hin- und herjagten, wurde der Polizeiminister von Minute zu Minute über Alles in Kenntniß gesetzt, was der General Buonaparte und seine Genossen thaten.

Der unentschlossene, habgierige Fouché wartete also mit Ungeduld, bis der Wind der Ereignisse in einer entschiedenen politischen Richtung eingesetzt haben würde, um zu wissen, welcher maßgebenden Regierungsgewalt er von nun an zu huldigen haben werde.

Indem er sich bei den zahlreichen, den ganzen Weg entlang aufgestellten Polizei-Agenten erkundigte, war es Herrn de Montesquiou, der sich, sobald er das Haus Surcot verlassen, auf die Suche begeben hatte, leicht geworden, den Aufenthaltsort des Polizeiministers zu erfahren.

Es war drei Uhr, als er sich endlich auf der Terrasse zu Fouché gesellte, wo dieser sein Observatorium aufgeschlagen hatte.

Als er den Abbé kommen sah, erleuchtete ein befriedigtes Lächeln das Gesicht des geldgierigen Ministers. Ein Verrath war ihm so gut wie der andere. Aber er zog die sichern Millionen des Royalisten der problematischen Zukunft vor, welche ihm ein siegreicher General ohne Heller zu bieten vermochte.

Denn das Eintreten des Royalisten schien ihm gleichbedeutend mit dem definitiven Abschlusse des gewinnbringenden Handels.

„Wohlan! Herr de Montesquiou,“ rief er aus, „die Schildkröte ist, wie Sie sehen, bereits sehr nahe am Ziele. Was macht denn der Hase? Unser Mann ist im jetzigen Augenblicke sieben Millionen werth ..... das ist meine Ansicht ...... theilen Sie dieselbe?“

Ohne Geldmittel, war dem Abbé nur noch eine Ressource geblieben: Seine Nothlage zu verbergen, um Zeit zu gewinnen, bis auch der letzte Schimmer einer Hoffnung in Beziehung auf den Schatz geschwunden sein würde. Demgemäß gab er sich auch den Anschein, als wäre es ihm darum zu thun, wegen des Preises zu feilschen, ehe er ihn wirklich auszahlte.

„O!“ meinte er, „sieben Millionen! das ist eine gar große Summe.“

„Sind wir nicht über das Princip einig gewesen, daß der Werth eines Mannes mit der Größe des Nutzens, welchen seine Dienste gewähren, auch steige?“

„Wohl; aber haben denn die augenblicklichen Verhältnisse unserem Manne und dessen Diensten eine so außerordentliche Wichtigkeit verliehen?“ versetzte der Abbé im Tone des Zweifels.

Fouché glaubte, Herr de Montesquiou wolle nicht die Katze im Sacke kaufen, und da er im Begriffe war, die Dienste zu bezahlen, welche man ihm erst nachträglich leisten würde, wünsche er sich auch zu vergewissern, daß dieselben wirklich sieben Millionen werth seien. Er wies daher mit dem Finger nach dem Tische, auf dem

die Rapporte aufgehäuft lagen, welche seine Agenten von Minute zu Minute brachten.

„Sehen Sie," sagte er, „ungläubiger Herr! werfen Sie einen Blick auf diese Noten und Sie werden so genau, als ob Sie selbst dort anwesend wären, Alles wissen, was sich in Saint-Cloud zugetragen hat und im gegenwärtigen Augenblicke dort zuträgt."

Der Abbé machte eine ablehnende Geberde, indem er auf den ungeheuern Haufen Papier hinwies, welchen er durchlesen müßte.

„Ja, es ist wahr!" meinte Fouché, „Sie würden wenigstens sechs Stunden lang zu thun haben, um all' diese Rapporte durchzugehen. Wollen Sie, daß ich Ihnen ein Bild der Sachlage entwerfe?"

„Das würde mir sehr angenehm sein."

„Nachdem das Palais von Saint-Cloud, wo die beiden Vertretungskörper ihre Sitzungen begonnen hatten, von seinen Truppen umringt worden, war Buonaparte, angetrieben von seinen Generalen, plötzlich in den Saal des Rathes der Alten eingetreten. Der Arme, welcher ohne Zweifel geglaubt hatte, zahlreiche Anhänger da anzutreffen, die ihn zu unterstützen bereit sein würden, war, als er sah, daß die Mehrzahl nicht für ihn sei, von einer entsetzlichen Angst ergriffen worden und nur im Stande gewesen, abgebrochene Sätze hervorzustammeln ...... daß die Republik in Gefahr sei ...... daß sie einer starken Hand bedürfe ...... Das war es ungefähr, was er sagen wollte; aber er war, als er sich überzeugte, über die Zahl seiner Anhänger im Rathe getäuscht worden zu sein, von einer derartigen

Angst erdrückt, daß er, seine Worte hervorsprudelnd, in einer Weise stotterte, welche Berthier und Bourennes endlich zwang, ihn mit sich fortzuziehen, indem sie ihm zuraunten: General, Sie wissen ja nicht, was Sie reden."

„Gut!" meinte der Abbé heiter, „das ist ein erstes Schach."

„Als er wieder in die frische Luft kam und sich mitten unter seinen Soldaten befand, erholte sich der General wieder etwas. Hierauf ging er, sich bei Siéyes, dem verrätherischen Ex-Director, der sich in einem untern nicht möblirten Saale des Schlosses aufhielt und sich an einem kärglichen Feuerbrande wärmte, welchen er in Ermanglung einer Zange mit dem Stocke schürte, Raths zu erholen. Donnerwetter! Dem Siéyes kann's schlecht gehen, wenn Buonaparte keinen Erfolg hat. Deswegen erwartet ihn auch im gegenwärtigen Augenblicke eine mit vier Pferden bespannte Postchaise am Schloßgitter, um ihn im Falle des Fehlschlagens schleunigst fortzubringen."

„Gut! kehren wir zu dem General zurück."

„Siéyes, bei dem es um den Kopf geht, hat nun Alles aufgeboten, so daß es ihm endlich gelungen ist, den entmuthigten Buonaparte aus seiner Erschlaffung herauszureißen, und er hat ihn auch dazu bestimmt, denselben Schritt bei dem Rathe der Fünfhundert zu versuchen, dem doch sein Bruder Lucian, welcher ihm eine Majorität im Saale zugesichert hat, präsidirt. Diesmal hat er sich sogar von Grenadieren umringen lassen, um im Falle der Gefahr entfliehen zu können, und so ist er in den zweiten Sitzungssaal eingetreten, um seine

Abhandlung über die Gefahr, in welcher sich die Republik befindet, und über die Nothwendigkeit einer Dictatur von Neuem vorzubringen; aber die Furcht hat ihn auch diesmal wieder erfaßt; er begann wieder zu stammeln und als er die Rufe hörte: „Erklärt ihn vogelfrei! Nieder mit dem Dictator!“ floh er noch zehnmal entsetzter als zuvor, indem er vorgab, man habe ihn ermorden wollen.“

„Und war in dieser Anklage etwas Wahres?“

„Nicht ein Wort. Dann ließ er durch seine Grenadiere seinen Bruder Lucian, den Präsidenten, holen, um zu erfahren, was nach seiner Flucht aus dem Saale sich zugetragen habe. Lucian fand ihn todtenfahl, mit klappernden Zähnen und kaum fähig zu sprechen. Die Nachrichten, welche er ihm brachte, trugen keineswegs dazu bei, den Furchtsamen zu beruhigen. Er kündigte ihm an, daß der Rath der Fünfhundert sich eben damit beschäftige, ihn vogelfrei zu erklären.“

„Und dann?“ rief der Abbé, bei dem Gedanken, daß sein Feind verloren sei, athemlos vor Freude aus.

„Ah! und dann?“ meinte Fouché, „die Rapporte meiner Leute reichen nur bis hieher. Wir müssen die Ankunft des nächsten Bulletins abwarten, um die Fortsetzung zu erfahren. In diesem Augenblicke dürfte Buonaparte wahrscheinlich bereits vogelfrei erklärt sein. Sehen Sie, wir werden nicht lange zu warten brauchen; denn da kommt schon eine Staffette auf der Straße von Saint-Cloud herbei.“

Fünf Minuten darauf hielt der Polizei-Agent sein

Pferd vor dem Hause an, über welchem sich die Terrasse befand, auf der die beiden Männer allein mitsammen abgesperrt waren.

Sobald dem Minister der Rapport eingehändigt wurde, öffnete er ihn und las ihn stille für sich.

Der Royalist zitterte vor Ungeduld.

Nachdem er das Papier gelesen hatte, schien Fouché einen Augenblick über das einzuschlagende Verhalten zu zögern.

„O! o!“ meinte er endlich in spöttischem Tone, „jetzt glaube ich selbst, daß Ihr Spiel ganz und gar verloren ist. Wollen Sie noch immer den weitern Verlauf wissen?“

Die innere Erregung verhinderte den Abbé am Sprechen; er machte nur ein Zeichen mit dem Kopfe.

„Nun denn!“ sprach Fouché, „es ist vorbei! der Staatsstreich ist ausgeführt.“

„Ah! also hat Buonaparte dennoch gehandelt?“ fragte Herr de Montesquiou erblassend.

„Er? nein. Er war zu sehr gelähmt von der Angst. Im Grunde genommen war es, so zu sagen, sein Schwager, der General Leclerc, der den Staatsstreich ausgeführt hat; denn er allein hatte nicht den Kopf verloren. Als sie hörten, daß man Buonaparte vogelfrei erklären wollte, begannen bereits sämmtliche Generäle, überzeugt, daß sie mit ihm verloren sein würden, wankend zu werden, als Leclerc, die Entmuthigung Buonaparte's erkennend, in seiner soldatischen Kraftsprache ausrief:

„Aber dieser Hundsfott da wird uns ja Alle mit

sich bis über die Ohren in den Dr . . . hineinziehen, wenn wir ihn nicht mit einem Tritt in den H . . . . . vorwärtstreiben.“ (In noch etwas derberen Ausdrücken historisch.)

„Und dann Lucian und den Andern Muth einflößend, bestimmte er sie, die Soldaten zu haranguiren und sie durch den vorgeblichen Mordversuch aufzureizen. Mit einer derartig aufgeregten Abtheilung Grenadiere ist hierauf Leclerc in den Sitzungssaal der Fünfhundert eingedrungen und hat mit gefälltem Bajonnette die sämmtlichen Volksvertreter hinausgejagt.“

Festen Muthes hatte der Abbé diesen Bericht, der ihm das gänzliche Zusammenbrechen seines mühsam aufgebauten Planes erwies, mitangehört.

„Ja,“ murmelte er, „Buonaparte wäre verloren, wenn Leclerc nicht den Einfall gehabt hätte, ihn ganz und gar zu compromittiren.“

„Ihm einen Tritt in den H . . . . . zu geben, wie er sich richtig ausdrückte. Ja, mein Herr, was diesen Punkt anlangt, haben Sie vollkommen Recht.“

„In Betreff welchen andern Punktes habe ich denn Unrecht?“ fragte Herr de Montesquiou, der trotz seiner innersten Ueberzeugung sich dennoch wieder an eine Hoffnung anklammern wollte.

„Sie sind im Unrechte, wenn Sie sagen: Buonaparte war verloren. Was beweist Ihnen denn, daß er jetzt bereits gerettet sei? Wie mir scheint, vergessen Sie ganz einen gewissen Jemand.“

„Welchen Jemand?“

„Donnerwetter! Den Mann für sieben Millionen,

der jetzt allein noch im Stande ist, den Sieger in seinem Triumphzuge aufzuhalten."

Und dem Abbé gegenüber tretend, sprach der Minister in trockenem Tone:

„Denn, Herr de Montesquiou, Sie werden sich endlich entschließen müssen, mir mit Ja oder Nein zu sagen, ob unser Mann Ihnen sieben Millionen werth ist."

Diese Rede drückte in so derber Weise den Sinn aus: „Ja oder nein? wollen Sie bezahlen oder nicht?" daß der Abbé, an der Grenze der möglichen Verzögerungen angelangt, im Begriffe war, den Mangel an den erforderlichen Geldmitteln zu gestehen, als sich unten vor dem Hause abermals der Hufschlag eines herangalopirenden Pferdes vernehmen ließ.

„Sehen Sie," meinte Fouché, „ich will Ihnen beweisen, daß ich Sie nicht übervortheilen mag. Ich erhalte jetzt abermals einen Rapport und bin einverstanden, unsere Abmachung hinauszuschieben, bis er gelesen ist."

Der Minister war an das Fenster getreten und hatte sich über die Brustlehne hinausgelegt, um in die Straße hinabzusehen.

„Das ist aber ein Agent, den ich nicht kenne," sagte er erstaunt.

Im selben Augenblicke wurde hinter ihm ein Freudenschrei ausgestoßen.

Der Abbé war nämlich gleichfalls an das Fenster getreten und hatte in dem Reiter, der eben vom Pferde stieg, den Chevalier de Beralec erkannt. Im selben Momente hatte auch der junge Mann seinen Blick

nach dem Belvedere emporgerichtet, und Herrn de Montesquiou war in dessen Gesichte ein derartiger Ausdruck der Befriedigung aufgefallen, daß es ihm sofort einleuchtete, sein Parteigenosse müsse ihm eine gute Nachricht bringen.

Wirklich war es auch der Chevalier, welcher, als er das Haus Poussette's verlassen, sich sofort ein Pferd verschafft hatte. Nachdem er während drei voller Stunden durch das ganze von einer revolutionären Aufregung bewegte Paris gejagt war, um den Abbé irgendwo zu finden, hatte er diesen endlich entdeckt, indem er sich des ihm von de Caujol ertheilten Rathes erinnert:

„Suche lieber Fouché auf, den Du durch seine Agenten leicht erfragen kannst. Den Abbé wirst Du bei ihm finden.“

„Ah! wie es scheint, verlangt der neue Ankömmling nach Ihnen,“ sagte das ehemalige Conventsmitglied, während de Veralec die Treppe zur Terrasse hinaufstieg.

„Ja, Bürger-Minister; wollen Sie mir gestatten, ihn hier zu empfangen?“

„Nur zu, Herr Abbé; geniren Sie sich nicht. Der junge Mann kommt vielleicht, Ihnen die Ankunft der sieben Millionen zu melden,“ meinte Fouché lachend.

„Sie sind in Ihrer Vermuthung nicht weit ab von der Wahrheit,“ entgegnete heiter Herr de Montesquiou, dem, sobald er Yvon's ansichtig geworden, Hoffnung und Muth wiedergekehrt war.

In Gegenwart eines Fremden konnte de Veralec all' die Einzelheiten, welche sich in dem Hause der

Schauspielerin zugetragen hatten, selbstverständlich nicht erzählen. Er beschränkte sich also darauf, dem Abbé in aller Eile zuzuflüstern:

„Wir haben endlich in Erfahrung gebracht, wo der Schatz verborgen ist, und ich bin nur gekommen, Sie hievon zu verständigen, während de Caujol an Ort und Stelle geeilt ist, um ihn auszugraben."

„Uf!" athmete der royalistische Häuptling erleichtert auf, dem hiemit eine schwere Last vom Herzen fiel.

„Ich will zu de Caujol zurückkehren," meinte Yvon auf die Thür zugehend.

„Nein, Chevalier, Ihr Beistand kann mir nothwendig werden. Mehrere von unsern Leuten streichen um dieses Haus herum. Gesellen Sie sich diesen zu, und entfernen Sie sich nicht aus der Nähe, damit Sie meiner Aufforderung sofort folgen können. Nur müssen Sie Jemanden zu Herrn de Caujol schicken, ihn wissen zu lassen, daß er mich hier finden wird."

Hierauf entfernte sich Yvon, um den erhaltenen Befehl auszuführen.

„Wohlan?" fragte Fouché, als der Chevalier verschwunden war.

„Wohlan! Bürger-Minister, wir können jetzt unser Gespräch an dem Punkte wieder aufnehmen, wo wir es haben fallen lassen," entgegnete der Abbé, dessen ganzes Wesen durch die plötzliche Freude, welche einer so lang anhaltenden, schmerzlichen Spannung gefolgt war, wie umgewandelt erschien.

„Wir sind also Eins darüber, daß unser Mann gut und gerne seine sieben Millionen werth sein werde?"

„Ja, dreimal ja! darüber sind wir Eins.“

„Und in welchem genau zu bestimmenden Momente wird er diesen Werth erlangen?“ fragte mit Nachdruck der Polizeiminister, dem es darum zu thun war, keinen Zweifel über den Zeitpunkt der Auszahlung des Preises obwalten zu lassen.

„Je nun, um mich Ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen: in dem Augenblicke, wo er den Sieger in seinem Triumphzuge aufhalten wird.“

„Und dann?“

„Dann, Bürger-Minister, gleich baare Bezahlung.“

Das Gesicht Fouché's leuchtete im Ausdrucke befriedigter Habgier völlig auf.

„Gut,“ versetzte er. „So erfahren Sie denn, welch' angenehme Ueberraschung ich dem General Buonaparte bereiten will.“

Nachdem er noch einen Blick auf den Platz, welchen jetzt wieder ein anderer Reiter im gestreckten Galop durcheilte, hinabgeworfen hatte, fuhr er fort:

„Sehen Sie, Herr Abbé, der Mann, welcher jetzt mit solcher Hast zu uns eilt, bringt uns einen Bericht, der bereits vollkommen unnütz geworden ist. Ich kann Ihnen nämlich dessen Inhalt im Vorhinein sagen, und zwar darum, weil die Ereignisse, welche nothwendigerweise auf den Gewaltstreich Leclerc's folgen müssen, so unzweifelhaft aus der Logik der Thatsachen hervorgehen, daß man gerade kein besonderes prophetisches Talent besitzen muß, um sie zu errathen. Wie einstmals Katharina von Medicis gesagt hat: Nachdem es richtig zugeschnitten ist, muß es nur noch genäht werden. —

Im gegenwärtigen Augenblicke, wo Buonaparte einmal compromittirt ist, muß er auch rasch handeln, um seinen Feinden nicht Zeit zu gönnen, sich zu vereinigen und ihn des Hochverraths anzuklagen. Demgemäß wird er diese nun selbst nur um so geschwinder und um so lauter des Hochverraths beschuldigen. Alle Anhänger, welche er in den beiden Vertretungskörpern hatte, sind zur Stunde um ihn her versammelt. Er wird sie nun zu einer Art von parlamentarischem Körper zusammenberufen ...... es werden höchstens ihrer dreißig sein ...... aber sie werden nichtsdestoweniger behaupten, den Willen der Nation zu repräsentiren ...... Und hierauf werden sie mittelst Decrets irgend eine neue Regierungsgewalt einsetzen, welche sie dem General, den sie gleichzeitig als Retter des bedrohten Vaterlandes proclamiren, übertragen werden."

„Eine solche, auf diese Art und Weise geschaffene Regierungsgewalt kann unmöglich von einem ganzen Lande gutgeheißen werden," rief der Abbé aus.

„Bah! dreißig verwegene Männer langen reichlich aus, ein ganzes Volk zu beherrschen. Und überdies; im Augenblick sind ihrer dreißig; aber morgen schon werden sie dreihundert stark sein; denn sie werden die zaghaften Deputirten, die Unschlüssigen und endlich alle Jene zu sich herangezogen haben, welche stets dem Stärkern folgen. All' diese Leute werden sich beeilen, schon Morgen die von den dreißig Erstversammelten getroffenen Beschlüsse mit zu unterschreiben. Heute hat der General nur ein Häuflein Getreuer um sich; morgen wird er bereits von der Menge umringt sein, wenn ..."

Und nach einem kurzen Lächeln schloß der oberste Beherrscher der Polizei seine Rede, indem er sagte:

„Wenn ihm nicht diese Nacht noch ein Unglück zustößt.“

Die Staffette, deren Ankunft von Fouché angekündigt worden war, hatte mittlerweile die letzte Strecke des Weges zurückgelegt und überreichte dem Minister den Rapport gerade in dem Augenblicke, wo dieser die Rede, in welcher er dessen Inhalt dem Herrn de Montesquiou vorhergesagt, beendet hatte.

Nachdem Fouché einen Blick in das Papier geworfen, reichte er dasselbe dem Abbé hin.

„Lesen Sie,“ meinte er, „und sagen Sie selbst, ob ich nicht richtig gerathen habe. Ein vorgeblicher provisorischer Rath ist soeben zusammengetreten, um den Sturz des Directoriums zu decretiren und an dessen Stelle ein Consulat von drei Mitgliedern zu ernennen. Nur darin hatte ich mich geirrt, daß ich vorhergesagt, es würden ihrer dreißig sein ...... sie sind nur zweiundzwanzig. Und das werden sie bereits morgen einen einstimmig gefaßten Beschluß nennen.“

„Da Sie aber ein so guter Weissager der Zukunft sind,“ meinte der Abbé, „können Sie mir vielleicht auch bestimmen, welches Unglück es ist, das, wie Sie mir ankündigten, den General diese Nacht erwartet?“

„Dieses Unglück ist es eben, welches Sie mit sieben Millionen bezahlen,“ entgegnete Fouché ruhig.

„Um so mehr Grund, es wissen zu wollen.“

„In der Lage Buonaparte's kommt Alles auf

rasches Handeln an. Sobald die Komödie mit dem Rathe vorbei ist, wird er sich beeilen, nach Paris zurückzukehren ..... denn er bedarf der Nacht, um all' jene Maßregeln zu treffen, welche bewirken sollen, daß die Stadt bereits morgen Früh beim Erwachen die Entdeckung des eingetretenen Regierungswechsels mache."

„Also, was wird er thun?"

„Er wird also seinen Truppen vorauseilen, und ohne eine jede Escorte, höchstens von einigen Freunden begleitet, wird er hier eintreffen .... hier, an dieser Barrière ..... er wird sie überschreiten ...."

„Und dann?"

„Und dann werde ich von diesem Fenster aus den neunhundert Mann, welche ich zwischen der Barrière und dem Rondel aufgestellt habe, ein Zeichen geben. Und zwanzig Minuten darauf wird sich der General im Gefängnisse befinden. Diese Nacht, auf die er gerechnet hat, um sich die neuerworbene Macht zu sichern, werden Sie dazu benützen, die Ihrige zu etabliren ... und zwar ohne besondere Schwierigkeiten; denn seine Mitschuldigen werden sich, durch die Gefangennahme ihres Anführers außer Fassung gebracht, rasch genug auf und davon machen. Alle Jene, welche sich morgen um den General geschaart haben würden, werden Ihnen in hellen Haufen zueilen."

Als er sich jetzt so nahe dem Ziele sah, welches er seit so lange angestrebt hatte, erbebte Herr de Montesquiou innerlich vor unsagbarer Freude.

„Ja," fuhr Fouché fort, „um zum Ziele zu

gelangen, hätten Sie das Directorium niederwerfen müssen. Diese Mühe hat Ihnen Buonaparte abgenommen. Er hat Ihnen förmlich die Kastanien aus dem Feuer geholt. An Ihnen ist es nun, sie zu verspeisen."

Der Abbé nickte nur zustimmend mit dem Kopfe; denn die freudige Aufregung hatte ihm die Stimme geraubt.

„Und," fügte der Minister hinzu, „Paris, welches wohl fühlte, daß eine Revolution in der Luft schwebe, ohne jedoch zu wissen, welcher Art diese sein dürfte, wird nur wenig oder gar nicht überrascht sein, wenn es, nachdem es unter der Republik zu Bett gegangen ist, unter der Königsherrschaft wiedererwacht. Selbst all' die ungeberdigsten Republikaner von den Fünfhundert, welche von Leclerc so zärtlich mit den Bajonnetten gekitzelt worden sind, werden sich unter den Ersten beeilen, Ihnen zuzujubeln ..... aus Haß gegen Buonaparte, von dem sie sich besiegt fühlen."

„Ja .... wir triumphiren! ... Dieses während der letzten sieben Jahre meines Lebens unausgesetzt angestrebte Ziel ist erreicht .....! Der König ...... wird wiederkehren ..... Frankreich gehört wieder uns!" stotterte beinahe Herr de Montesquiou vor freudiger Erregung.

„Nur ....." fiel Fouché plötzlich mit einer höhnischen Betonung ein, durch welche die freudige Begeisterung des royalistischen Parteiführers plötzlich eine Abkühlung erfuhr.

Dieser sah hierauf den Minister mit ängstlicher Miene an, und wiederholte ganz mechanisch:

„Nur .... was?“

Der Andere brach in ein lautes Lachen aus.

„Nur darf Ihnen das Gedächtniß nicht versagen,“ meinte er. „Sie wissen doch, um welchen Preis dem triumphirenden Buonaparte ein solches Unglück zustoßen würde.“

Diese Bemerkung war ganz angemessen; denn in seiner Freude hatte der Abbé das Uebereinkommen, die Millionen, ganz vergessen .... ja, selbst das Bewußtsein der Zeit war ihm geschwunden. Jetzt erst erinnerte er sich wieder dessen, daß er de Caujol, der es unternommen hatte, den Schatz auszugraben, erst erwarten müsse. Er wurde sich dessen bewußt, daß, seitdem Beralec gekommen war, ihm von der Entdeckung des Ortes, an welchem der Schatz verborgen sein sollte, Nachricht zu bringen, eine ziemlich lange Zeit verstrichen sein müsse; aber er war außer Stande sich von den inzwischen abgelaufenen Stunden genau Rechenschaft zu geben.

„Wie spät ist es denn jetzt?“ fragte er in dem Tone eines Mannes, der eben aus einem Schlafe erwacht.

„Mitternacht!“ versetzte Fouché.

Bei diesem Worte fuhr Herr de Montesquiou erschrocken zusammen. Die Verzögerung in der Ankunft des Grafen de Caujol erschien ihm bedrohlich, ja von böser Vorbedeutung. Warum kam er noch immer nicht? Sollten etwa diese Millionen, welche er so lange gesucht und einen Augenblick bereits erlangt zu haben

gehofft hatte, ihm im entscheidenden Momente, wo er endlich am Ziele zu sein glaubte, dennoch entwischen?

Alle diese Gedanken fuhren wie ein Blitz dem Abbé durch den Kopf. Als er den unruhigen Blick Fouché's auf sich geheftet sah, zwang er schleunigst ein Lächeln auf seine Lippen und mit einer Stimme, welcher seine starke Willenskraft den Ton vollkommener Ruhe verlieh, versetzte er:

„Aber nein, ich habe gar nichts vergessen, weder das Uebereinkommen noch den Geldbetrag. Nur..... Sie sehen, daß ich auch mein Nur habe...... werden Sie begreifen, daß man selbst in Assignaten eine solche Summe nicht bei sich tragen kann."

Hiebei schlug der Abbé ganz scherzhaft auf seine Taschen, während er gleichzeitig in ein nichts weniger als aufrichtiges Lachen ausbrach.

„Und sie ist nicht in Assignaten? nicht wahr?" rief der Polizeichef mit einer Lebhaftigkeit aus, welche einen vollkommenen Beweis für das geringe Vertrauen lieferte, das er in dieses republikanische Werthzeichen setzte.

„Nein, in gutem klingendem Golde..... also ein Gewicht darstellend, mit dem sich, das müssen Sie zugeben, ein einzelner Mann nicht belasten kann, nachdem mehrere Pferde kaum hinreichen würden, es von der Stelle zu bringen."

Die Sicherheit des Tones und die Heiterkeit des Herrn de Montesquiou hatten den Minister wieder beruhigt.

„O!" meinte er mit gesuchter Höflichkeit, „Ihr einfaches Wort wird mir vollkommen hinreichen, Herr

Abbé. Ehrenschulden werden stets binnen vierundzwanzig Stunden bezahlt."

„Muß ich Ihnen dieses Wort schon jetzt geben?" fragte der Royalist zitternd vor der Möglichkeit, er könnte sich gleich verpflichten müssen.

„Zu welchem Zwecke? Es kann nur einen noch feierlicheren Charakter gewinnen, wenn es im entscheidenden Momente gegeben wird," meinte Fouché im wohlwollendsten Tone.

Er athmete erleichtert auf. Es war ihm also noch eine Frist gegönnt, während deren de Caujol wohl kommen würde. Da er aber der ihm quälenden Besorgniß nicht länger widerstehen konnte, fragte er:

„Wollen Sie, Bürger-Minister, mir gestatten, zur Vorsorge für die folgenden Ereignisse meinen Leuten, welche sich hier unten befinden, gleichfalls einige Befehle zu ertheilen?"

„Immerhin mein Herr, geniren Sie sich nicht."

Der Royalist trat an ein Fenster und ließ einen Eulenschrei, das Zeichen der Chouans, vernehmen.

Eine Minute darauf trat bereits de Beralec auf die Terrasse.

Auch ihn quälte schon seit einiger Zeit das Vorgefühl eines unglücklichen Ausganges.

Leise und rasch flüsterte ihm der Abbé zu:

„Ist keine Nachricht von Herrn de Caujol gekommen?"

„Gar keine. Ich habe Saint-Rejean zu ihm geschickt, und dieser ist gleichfalls nicht wiedergekehrt. De Caujol wird ihn ohne Zweifel zurückbehalten haben,

damit er ihm bei den von ihm vorgenommenen Nachgrabungen behilflich sei."

Die Terrasse war eine Art verglaster Laterne, aus welcher man nach allen Richtungen hinausblicken konnte, während auch ein jedes Geräusch, von was immer für einer Seite es kommen mochte, da zu hören war.

Fouché hatte sich, während die beiden Royalisten mit einander plauderten, nach der Seite von Saint-Cloud zugewendet.

„O! o!" rief er plötzlich, „sehen Sie doch hieher, Herr de Montesquiou, da giebt's was Neues."

Unten, in großer Entfernung, auf der Straße sah man einen rothen Lichtschein aufdämmern.

„Was soll das bedeuten?" fragte der Abbé.

„Das ist Buonaparte, der vielleicht zu Pferde, vielleicht zu Wagen, von Fackelträgern begleitet, näherkommt. Ehe eine Viertelstunde um ist, wird er die Barrière erreicht haben. Bereiten wir also die Ueberraschung für ihn vor."

Und hierauf ein Pfeifchen aus der Tasche ziehend, ließ er einen scharfen abgebrochenen Pfiff vernehmen.

Auf dieses Signal schienen die Gruppen, welche sich vor der Barrière befanden, noch zahlreicher als zuvor im Dunkeln zusammenzuströmen.

Schmerzhaft pochte dem Abbé das Herz im Leibe. Nur noch wenige Minuten trennten ihn von vollständiger Niederlage; denn noch immer kam de Caujol nicht, um den für die Verhaftung Buonaparte's zu zahlenden Preis sicherzustellen.

Plötzlich legte Yvon eine zitternde Hand auf die

Schulter seines Chefs, während er ihm gleichzeitig mit bewegter Stimme zuflüsterte:

„Hören Sie doch, dort von den Champs-Elysées her das immer näher kommende und deutlicher vernehmbare Geräusch.“

Wirklich war auch auf der damals gepflasterten Straße der Hufschlag eines im gestreckten Galop daherjagenden Pferdes zu hören.

„Es ist de Caujol, der mit verhängten Zügeln herbeieilt,“ fügte jetzt de Veralec ganz leise hinzu.

Gleich darauf blickte auch Herr de Montesquiou nach der Richtung von Saint-Cloud hinaus.

Der Lichtschein der Fackeln war noch immer ziemlich fern.

„Herr de Caujol wird viel früher als der General hier eintreffen . . . . . ich bin gerettet!“ murmelte er für sich.

In diesem Augenblicke hatte sich vor der Barrière ein dichter stummer Menschenknäul gebildet.

Ein paar Minuten später hielt das Pferd Pierre's vor dem Hause, in welchem die Entscheidung getroffen werden sollte.

Sodann hörte man die Schritte des jungen Mannes, der die Treppe heraufstieg.

Fouché, stetig nach Saint-Cloud ausschauend, beobachtete den immer stärker werdenden Fackelschein.

Herr de Montesquiou stürzte auf den soeben eintretenden Grafen zu.

Dieser war bleich, entstellt und außer Fassung.

Der Abbé war unfähig mehr hervorzubringen als die zwei Worte:

„Der Schatz?“

„Man hatte schon vor mir an der Stelle gesucht ..... Alles war bereits weggeschafft,“ entgegnete de Caujol mit gebrochener Stimme.

„Ah!“ rief jetzt Fouché aus, der nichts von dem Gesprochenen gehört hatte, „der General kommt im Wagen angefahren ..... ein einziger Wagen ..... Sehen Sie doch selbst, Herr Abbé.“

Ganz gebrochen von der Verzweiflung ließ Herr de Montesquiou seine Blicke auf dem Wagen haften, welchen die jetzt näher gekommenen Fackeln deutlich sichtbar machten. Ein Rollen wie das des Donners verkündete ihm, mit welcher Schnelligkeit sein triumphirender Feind herannahete.

Jetzt brachte Fouché abermals die Pfeife an seine Lippen, welche seinen Leuten ein neuerliches Signal geben sollte; aber ehe er sich ihrer bediente, wendete er sich zu dem Abbé.

„Jetzt ist der Moment gekommen, mir Ihr Ehrenwort zu geben, mein Herr,“ sagte er kurz.

Der Abbé richtete sich mit krampfhafter Anstrengung hoch auf.

Er warf einen Blick nach dem Wagen, der jetzt in die ihn umringende Menge hineinfuhr.

Er war auf dem Punkte, sein Ehrenwort zu verpfänden.

Aber sein Ehrgefühl als Edelmann lehnte sich dagegen auf, und von dem in ihm tobenden Kampfe der Gefühle bewältigt, sank er in einen Stuhl, indem er murmelte:

„Lassen Sie den Wagen ungehindert passiren, mein Herr.“

Ohne ein Wort zu erwidern, führte der Minister die Pfeife an die Lippen und that drei gellende Pfiffe aus derselben.

Wie hieraus ersichtlich ist, hatte er als klug berechnender Mann alle möglichen Eventualitäten vorhergesehen; denn der Menschenhaufen, welcher sich um den Wagen gedrängt hatte, um eine Verhaftung vorzunehmen, machte auf dieses Zeichen dem Gefährte sofort Platz, und aus neunhundert Kehlen erschallte im Chorus der Ruf:

„Es lebe der General Buonaparte!!“

Dieser Ruf wirkte wie ein elektrischer Schlag auf den Abbé, der sich mit krampfhafter Anspannung seiner Nerven aufrichtete. Vor ihm stand Fouché, der mit drohend blitzenden Augen und im Tone unterdrückter Wuth zu ihm sagte:

„Es muß Ihnen einleuchten, Herr de Montesquiou, daß Sie, nach Dem was zwischen uns vorgefallen ist, einen erbitterten Feind an mir haben. Ich gebe Ihnen vier Stunden Zeit, Paris zu verlassen ..... Ihnen und den Ihrigen .... und diesen Auftrag müssen Sie sehr ernst nehmen; denn schon seit einem Monate habe ich alle die Orte ausfindig gemacht, wo Sie zu erwischen sein dürften.“

Hierauf seinen Böses verheißenden Blick auf die beiden jungen Leute heftend, welche der Scene beigewohnt hatten, wiederholte er: „Sie ..... und die Ihrigen!“

Hierauf verließ er die Terrasse, einen tödtlichen Haß im Herzen gegen diesen Mann, der ihn um so mehr verachten mußte, als er seine gemeine Feilheit und Gewissenlosigkeit zu beurtheilen in der Lage war.

Achtes Capitel.

Nach dem Weggehen Fouché's wendete sich Herr de Montesquiou zu den beiden Freunden.

„Sie haben gehört, daß man uns eine Frist von vier Stunden gewährt. Seien Sie darauf bedacht, für Ihre eigene Sicherheit zu sorgen. Gehen Sie, meine Herren, Sie sind frei; wir werden uns in besseren Zeiten wiedersehen."

Nachdem sie von ihrem Häuptling diesen kurzen Abschied vernommen hatten, verneigten sich die beiden jungen Leute und entfernten sich.

Auf der Straße angelangt, trat de Beralec auf sein Pferd zu, welches, an einem Fensterladen des Hauses befestigt, neben dem soeben von de Caujol verlassenen Thiere auf ihn wartete.

„Nein, mein Freund, lassen wir diese elenden Gäule hier zurück. Ich habe vorgesorgt; folge mir," sprach Pierre mit gebrochener Stimme, welche von einem fürchterlichen Schlage zeugte, der diesen doch so sorglosen und tapferen Mann getroffen haben mußte.

So fürchterlich der Schlag auch war, welcher all' ihre Hoffnungen auf dem Felde der Politik vernichtet hatte, kannte Yvon dennoch seinen Freund zu genau, um der Vermuthung Raum geben zu können, daß dieses

Unglück ihn in solcher Weise niederzuschmettern vermöchte. Ohne ihn ausfragen zu wollen, folgte er ihm, aber beständig mit der Sorge beschäftigt, in welches neuerliche traurige Drama de Caujol während der Stunden, wo er ihn mit der Aufsuchung des Schatzes beschäftigt geglaubt hatte, verwickelt worden sein konnte.

So gingen sie der Mauer des Rondel in tiefem Stillschweigen entlang. Der Graf, von fieberhafter Ungeduld getrieben, schritt düster und stumm voraus.

Während er so weiterschritt, suchte er mit seinen Blicken die vor ihm liegende Finsterniß jenes damals noch der Reverberlampen entbehrenden Stadttheiles zu durchdringen.

„Wenn mich nur Saint-Rejean richtig verstanden hat,“ sagte er dann.

Endlich entdeckte sein spähendes Auge in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten Gestalten, die sich im Dunkel der Nacht dennoch düster abhoben.

„Das ist er!“ murmelte Pierre.

An der Ecke der Barrière du Roule wurden sie von Saint-Rejean erwartet, der die Arme durch die Zügel zweier vortrefflicher Pferde, welche jeder Anstrengung Trotz bieten würden, geschlungen hatte. Hinter jedem Sattel war ein Reisesack aufgeschnallt, und aus den Halftern schauten Pistolen hervor.

„Das Spiel ist für uns verloren, Saint-Rejean; warum hast Du nicht ein drittes Pferd für Dich mitgebracht?“ fragte de Caujol.

„Ich habe vom Abbé den Auftrag erhalten, was sich auch ereignen möge, in jedem Falle in Paris zu

verweilen. Also bleibe ich hier," versetzte der junge Mann.

„Aber es wird hier für uns etwas heiß."

„Vielleicht werde ich mich auch wirklich hier versengen ..... leider Gottes! ..... Die Ordre vor Allem!" entgegnete der sorglose Royalist.

„Also Glück auf, und Gott befohlen!" sagte der Graf, ihn in seine Arme schließend.

Hierauf umarmten die beiden Freunde den zurückbleibenden Saint-Rejean, der pfeifend von dannen ging.

„Und jetzt, Yvon, rasch in den Sattel und auf den Weg!" befahl de Caujol, während er sein Pferd bestieg.

Sofort war de Veralec im Sattel und nahm seine Zügel zusammen.

Als er sah, daß Pierre sich gegen die Barrière zuwendete, rief er jedoch aus:

„Aber was fällt Dir denn da ein?"

„Mir fällt nur ein, den guten Rath zu benützen, welchen uns Fouché gegeben hat, daß wir nämlich Paris so rasch als möglich verlassen sollen," meinte der Graf trocken.

„Bist Du auch sicher, daß Du beim Abreisen nichts vergessen hast?" fragte der Chevalier.

De Caujol machte eine Miene, als ob er ihn nicht verstünde.

„Ich glaube nicht, daß ich etwas vergessen habe, mein Lieber. Sobald ich gesehen, daß der Schatz ausgeflogen war, habe ich errathen ..... und das ist jetzt fünf Stunden her ..... unser Spiel sei ein verlorenes.

Wenn ich nicht früher gekommen bin, dies dem Abbé zu berichten, so geschah es, weil die Eilfertigkeit von meiner Seite unsere Lage in keiner Weise bessern konnte. Ich habe also diese Stunden benützt, unsere Abreise vorzubereiten. Du siehst, wir haben vorzügliche Pferde, gute Waffen, wohlversorgte Reisesäcke und in meinem Gürtel sind dreihundert Louisd'ors geborgen. Ich habe also nichts vergessen. Nun, auf den Weg."

Aber Yvon hielt das Pferd des Grafen am Zügel zurück.

„Und Laurette?" fragte er in einem Tone voll Liebe und Wehmuth.

Pierre schien sich gegen eine Gemüthsbewegung zu wehren.

„Ah! ja à propos," begann er, „Madame Surcot hat ihren Versteck verlassen und ist in ihr Haus zurückgekehrt. Sie hat mir, als ich für uns Beide Abschied von ihr nahm und Dich entschuldigte, daß Du nicht selbst kommen könntest, tausend Grüße für Dich aufgetragen."

Yvon war der aufrichtigen Hingebung seines treuen Jugendgefährten zu sicher, um nicht sofort zu begreifen, daß hinter der scheinbaren Leichtfertigkeit, mit welcher dieser ihm von dem geliebten Wesen sprach, irgend ein ernster Beweggrund verborgen sein müsse.

„Freund, Du verbirgst mir irgend eine fürchterliche Entdeckung!" rief er in einem Tone aus, der vor unsagbarer Angst bebte.

„Du bist verrückt!" rief de Caujol, in Lachen ausbrechend.

„Halt, siehst Du, Dein Lachen klingt gezwungen; Du liebst mich zu sehr, um wirklich heiter sein zu können, wenn Du weißt, daß ich leide. Es muß Madame Surcot ein Unglück zugestoßen sein, welches Du in Deiner Freundschaft mir verschweigen wolltest."

Pierre entgegnete nichts.

„Ich will Lauretten wiedersehen ...... Vielleicht ist sie todt? ......" stammelte der junge Mann zitternd.

„Nein, ich schwöre Dir, daß sie am Leben ist," rief de Caujol, gerührt durch den verzweifelten Ton seines Freundes.

„Was also hat sich zugetragen? Sprich, ich bitte und beschwöre Dich mit gefalteten Händen ..... sei barmherzig und sprich."

Der Graf schwieg noch immer.

„Du bleibst stumm ...... Ich habe es also errathen ...... eine Katastrophe hat mir Lauretten geraubt ..... O! ich muß sie wiedersehen!"

Jetzt ergriff de Caujol seinerseits die Zügel von dem Pferde seines Freundes.

„Du wirst nicht dahin gehen," sagte er trocken.

„Ich will sie sehen."

„Du darfst nicht hingehen," sage ich Dir.

„Lass' diese Zügel los, Pierre," sprach jetzt der Chevalier in einem Tone, aus welchem das erste Grollen eines fürchterlichen Zornes hervorklang.

„Folge mir; verzichte darauf, Lauretten zu sehen," drang sein Freund mit sanfter Stimme in ihn, ohne jedoch die Zügel loszulassen.

Yvon holte eine Pistole aus dem Halfter hervor und spannte sie.

„Im Namen der Verzweiflung, die mich martert und die mich dazu treiben kann, Dich ohne Erbarmen umzubringen, bitte ich Dich: erspare mir dieses Verbrechen und lass' mich los."

„So gehe denn, theurer Eigensinn, dem ich einen fürchterlichen Schmerz sparen wollte," sagte de Caujol traurig, indem er die Zügel losließ.

De Veralec eilte sofort in gestrecktem Galop davon, gefolgt vom Grafen, der nur zu wohl wußte, daß der Unglückliche gar bald der tröstenden Freundschaft bedürfen würde.

Die Entfernung zwischen der Barrière und der Rue du Mont-Blanc war rasch genug zurückgelegt.

Vor dem Hause Surcot angelangt, sprang der Chevalier, ganz außer sich vor Besorgniß, sofort vom Pferde.

Er führte einen Schlüssel zum Hauseingange bei sich und öffnete diesen mit zitternder Hand.

Aber ehe er noch in das Haus trat, hatte sich de Caujol, der ihn eingeholt, vor die Hausthür gestellt und wiederholte noch einmal:

„Verzichte darauf, Laurette zu sehen."

Anstatt einer jeden Antwort faßte ihn der Verliebte mit seiner unwiderstehlichen, durch die Verzweiflung verdoppelten Kraft um den Gürtel und schleuderte ihn zehn Schritte weit von sich.

„Armer Yvon," murmelte, als er wieder aufstand, de Caujol, dem es in seiner Freundschaft vollkommen klar

war, wie tief der Seelenschmerz des Chevaliers sein mußte, ehe er an ihm einen solchen Act roher Gewalt ausübte.

Hierauf stürzte er dem Chevalier nach, der in den Hausgang getreten war.

Yvon kannte alle Räumlichkeiten dieses Hauses, wo er während eines ganzen Jahres so glücklich gelebt hatte, zu genau, als daß er sich nicht auch im Dunkeln hätte zurechtfinden sollen. Bald genug hatte er also das erste Stockwerk, wo sich die Wohnung der Witwe befand, erreicht. Die Thür des erleuchteten Zimmers stand halb offen.

De Beralec stürzte in dasselbe und rief aus:

„Laurette! Ich bin es, Laurette!“

Aber bei dem Anblicke, der ihm hier geboten ward, blieb er plötzlich wie festgebannt stehen.

Bleich und regungslos lag Madame Surcot auf ihrem Bette.

„Todt!“ rief er.

Ein schaudererregendes Lachen antwortete seinem Angstschrei.

„O! nein, nicht todt! Sie wird noch lange zu leiden haben ..... ehe ich genügend gerächt bin,“ knirschte ein ekelerregender Greis, der sich eben am Fußende des Bettes aufgerichtet hatte.

Yvon betrachtete stumm die von einem Lächeln erbarmungsloser Grausamkeit verzerrte, scheußliche Fratze.

„Wer bist Du denn?“

„Ich bin Surcot, der Gatte dieser Frau,“ kicherte der Greis. „Ja, Surcot, den man todt geglaubt hat.“

Entsetzt fuhr der Chevalier zurück, indem er stammelte:

„Du lügst! Du lügst!“

„So frage doch den, der hinter Dir steht, ob ich lüge.“

Yvon wendete sich um und sah de Caujol, der ihm nachgekommen war.

„Ja, es ist die Wahrheit; er ist wohl Surcot,“ bestätigte der Graf mit ernster Stimme.

„Wieso kannst Du das wissen?“ rief der Verliebte, der noch immer zweifeln wollte.

„Laurette selbst hat ihn in meiner Gegenwart wieder erkannt, vorhin, als er, von dem Scheerenschleifer, der ihn hatte verschwinden lassen, in Freiheit gesetzt, zuerst wieder hieher zurückkehrte.“

Yvon wurde von einem wahnsinnigen Wuthanfalle erfaßt.

„Dann werde ich ihn umbringen!“ brüllte er, indem er auf Surcot losstürzte.

Aber de Caujol warf sich ihm in den Weg und sagte in strengem Tone zu ihm:

„Im Namen Derjenigen, die hier vor Dir liegt, befehle ich Ihnen, Herr de Veralec, diesen Mann zu schonen. Dies ist der Wunsch, den sie ausgesprochen hat, und dem Achtung zu verschaffen, meine Pflicht ist.“

„Deine Pflicht, Pierre?“

„Ja, meine Pflicht; denn Laurette ist meine Schwester, welche jener Elende, mein ehemaliger Lakai, indem er ihr mit dem Schaffot drohte, auf das er bereits meine Mutter gebracht hatte, gezwungen hat, ihn zu heiraten.“

„Und Du willst nicht, daß ich ihn umbringe?“

„Nein; denn ich habe meiner Schwester zugeschworen, daß das Leben dieses Menschen geschont werden soll.“

Yvon war wie vernichtet in einen Stuhl gesunken.

„Ja,“ fuhr de Caujol fort, „dies ist der Schmerz, den ich Dir ersparen wollte, mein theurer Freund, indem ich die entsetzliche Wahrheit, welche ich heute von Lebic erfahren, für mich behielt.“

„Du hast also jenen Banditen wiedergesehen?“ rief de Veralec sich aufrichtend.

„Ja, Du sollst Alles erfahren; aber die Zeit drängt, und wir müssen fliehen.“

„Und wir sollen dieses gute, sanfte Wesen der Macht dieser verächtlichen Creatur preisgegeben zurücklassen?“ fragte der verzweifelte Liebhaber.

„Es muß sein.“

Und sich zu dem Freunde hinüberneigend, flüsterte ihm der Graf so leise, daß Surcot es nicht hören konnte, in's Ohr:

„Yvon, noch ist nicht Alles verloren. Du kannst noch hoffen.“

Sodann gerade auf Surcot zutretend, sagte de Caujol in einem sehr ruhigen Tone, der gleichwohl ein höchst energisches Wollen ausdrückte, zu diesem:

„Labranche, der Wunsch des Wesens, welches hier auf diesem Bette in Ohnmacht liegt, hat Dir heute bereits zweimal das Leben gerettet; vorhin wie ich Dich umbringen wollte, und eben jetzt wieder, wo ich den Arm meines Freundes aufgehalten habe.

Erinnere Dich dessen. Was Dir auch der Scheerenschleifer, um Dich zum Werkzeuge seiner Rache an uns zu machen, erzählt haben mag: ich schwöre Dir, daß Laurette an alledem, was Du seit fünf Jahren ausgestanden hast, vollkommen unschuldig ist. Lass' Dir es daher nicht einfallen, sie für eine Vergangenheit verantwortlich machen zu wollen, zu der sie in keiner Weise etwas beigetragen hat ..... denn, sollte ich auch der Lebensgefahr dabei trotzen müssen, ich würde unfehlbar kommen, Dich dafür zu strafen."

Nachdem er auf seine Schwester, welche noch immer in dem Zustande der Bewußtlosigkeit dalag, der sie schon seit mehreren Stunden befangen hielt, einen letzten Blick geworfen hatte, zog de Caujol den Chevalier, welcher, ganz gebrochen von der Verzweiflung, sich wie ein Kind willenlos leiten ließ, mit sich fort.

Als der auf dem Pflaster wiederhallende Hufschlag der Pferde dem Greise verkündete, daß sich die jungen Leute entfernten, brach er in ein wildes Lachen aus:

„Ah! Ihr Schatzdiebe! Mit Hilfe dieser verfluchten Creatur habt Ihr mir mein Geld geraubt, und Ihr wollt nun nicht, daß sie mir mit langsamen und grausamen Qualen Alles das entgelte, was ich zu leiden hatte. Sie ist mein, befindet sich in meiner Macht und hat keinen Vertheidiger, dieses Weib, von dem sie behaupten wollen, daß es unschuldig sei, während ich sie neben ihrem Geliebten, dem Verfluchten, welcher mich soeben bedroht hat, habe schlafen sehen. Sie wird Deine Schuld büßen, sie, Deine angebetete Maitresse! hörst Du, Yvon, Du Vielgeliebter?"

Nach einem nochmaligen vor wildem Hasse gellenden Lachen fuhr Surcot fort:

„Ihr habt mich der Freuden des Besitzes beraubt; aber Ihr habt mir die Wollust der Rache gelassen Ihr blödsinnigen Räuber! Diese hier ist meine Beute, jung, liebevoll, am Leben hangend. Was liegt mir daran, wenn ich auch nachher sterben muß; habe ich nur früher dieses Weib im langsamen und schmerzvollen Todeskampfe enden sehen.“

Und hiebei streckte der scheußliche Alte, vor Befriedigung keuchend, seine gekrümmten Finger nach der ohnmächtigen Laurette aus.

Nun müssen wir aber noch alles Das nachtragen, was de Caujol, nachdem er das Haus Poussette's verlassen hatte, und geeilt war, den Schatz an dem Orte, der ihm in dem an dem Leichname des Scheerenschleifers gefundenen Briefe bezeichnet worden, auszugraben, zugestoßen war.

Durch die Verbindung, welche vermittelst des Backofens in dem Hause Surcot hergestellt war, hatte der Graf wieder seinen Einzug in die Keller gehalten, in welchen er so lange gefangen gewesen.

„Vergewissern wir uns zunächst, ob der Hort noch nicht davongeflogen ist; sodann will ich die Freunde herbeirufen, um die Fortschaffung in's Werk zu setzen,“ hatte er bei sich gedacht.

Mit den für die Nachgrabung nothwendigen Werkzeugen versehen, hatte de Caujol den Keller, welcher

so lange Zeit als sein Gefängniß gedient, bald genug erreicht. Tapeten und Einrichtungsstücke waren verschwunden, und die Doppelzelle zeigte jetzt nur noch nackte Mauern, welche der Graf nun mit seiner Laterne beleuchtete.

Aber während seine Aufmerksamkeit durch den Abgang der eleganten Einrichtung gefesselt wurde, blickte er nicht nach dem Boden, und so kam es, daß er diesen plötzlich unter seinen Füßen schwinden fühlte und in eine im Estrich befindliche Grube fiel.

„Donnerwetter! ich komme schon zu spät," rief er aus.

Dieses offene Loch verrieth die vorhergegangene Anwesenheit eines flinkern Schatzgräbers.

Ohne sonderliche Mühe half sich de Caujol wieder aus dem Loche heraus und durch die Erfahrung belehrt, setzte er keinen Fuß mehr vorwärts, ohne früher den Boden mit seiner Laterne beleuchtet zu haben. Und hieran that er sehr wohl; denn der Estrich der beiden Zellen, welche seinen Kerker gebildet hatten, enthielt noch vier andere ähnliche Vertiefungen.

„Alles ist bereits weggeschleppt!" wiederholte er.

Plötzlich erschallte hinter ihm ein lautes Lachen, während gleichzeitig die Thür des Kellers heftig zugeschlagen und die Riegel vorgeschoben wurden.

De Caujol war also nochmals hier gefangen.

Wüthend stürzte er jetzt auf die Thüre zu, hinter welcher von Außen her noch immer das höhnische Lachen zu hören war.

„Oeffne, Elender!" rief er.

„O! o!“ meinte eine bekannte Stimme, „das ist doch eine gar zu harte Rede gegen Ihren Freund Lebic.“

„Willst Du mich denn hier behalten?“ fragte der Graf, als er gewahr wurde, daß er es mit dem Riesen zu thun habe.

„Gestehen Sie, daß, wenn Lebic ein böser Mensch wäre, er Ihnen jetzt einen sehr schlimmen Streich spielen könnte; denn da diese Keller nun ganz verlassen sind, würden Sie Gefahr laufen, hier Hungers zu sterben,“ versetzte der Riese in gemüthlich heiterem Tone.

Bei diesem Gedanken, daß, wenn Lebic sich entfernen würde, ohne ihm zu öffnen, ihm ein solches Los bevorstünde, fühlte sich Pierre von einem leisen Schauer überlaufen.

„Was verlangst Du denn von mir, wenn Du mich losläßt?“ fuhr er jetzt in einem Tone fort, den ruhig erscheinen zu lassen, er sich bemühte.

„O, nichts, so viel wie nichts, Herr de Caujol. Ich habe keine Ursache, Ihnen einen Groll nachzutragen ..... Im Nothfalle wäre ich sogar geneigt, mich Ihnen nützlich zu machen, indem ich Ihnen gewisse kleine Unterweisungen gebe. Ich will Ihnen also die Thür wieder öffnen, sobald Sie mir einfach Ihr Wort als Edelmann gegeben haben, nichts gegen mich zu unternehmen und mich, nachdem wir wie ein Paar gute Freunde mitsammen geplaudert haben werden, in Frieden ziehen zu lassen.“

De Caujol war fest gefangen und mußte sich demnach fügen.

„Du hast mein Ehrenwort!“ entgegnete er.

Jetzt hörte er die Riegel zurückziehen. Die Thür öffnete sich und der Riese trat lustig lachend ein, wie ein Gassenjunge, der einen guten Scherz ausgeführt hat.

„Ha! ha!“ lachte er; „ich war aber auch ganz sicher, Sie in der Mausefalle zu fangen. Schon seit drei Tagen erwartete ich Sie.“

„Und warum das?“ fragte Pierre.

„Nun, um Ihnen meinen wärmsten Dank dafür auszusprechen, daß Sie mir den Ort bezeichneten, wo ich den goldenen Haufen finden würde.“

„Ich soll es gewesen sein, der, wie Du sagst, Dir den Versteck der Millionen bezeichnet hat?“

„Ganz gewiß. Ah! es war aber auch die höchste Zeit, ... wahrlich ich fing schon an, die Geduld zu verlieren; denn Sie können sich gar nicht vorstellen, welche Anstrengungen und Mühen mich dieser Schatz gekostet hat ..... wenn ich Ihnen die Geschichte derselben nicht selbst zum Besten gebe.“

„Also erzähle mir die Geschichte.“

„Mit Vergnügen. Ich halte es für überflüssig, Ihnen zu sagen, wie ich von diesem durch Surcot und seinen Freund der Dubarry gestohlenen Schatze Kenntniß erhalten habe.“

„Dies ist um so überflüssiger, da mein Freund de Beralec mich über Dein Vorleben unterrichtet hat, Meister Barassin.“

„Schaut! Sie kennen also meine kleinen Jugendstreiche? Bah! wer ist nicht auch einmal jung gewesen! Also, sobald ich wußte, daß die beiden Männer den Schatz gestohlen hatten, war ich nur noch von der

einen fixen Idee erfüllt, ihnen meinerseits denselben wieder zu rauben. Aber zu jener Zeit lebte noch ein gewisser Fouquier-Tinville, der sich so lebhaft für mich interessirte, daß ich, um mich seinen zärtlichen Aufmerksamkeiten zu entziehen, den Entschluß faßte, mich auf Reisen zu begeben. Und auf einer dieser Reisen war es, wo ich das Vergnügen hatte, meinem theuern Freunde, dem Scheerenschleifer, zu begegnen."

„A propos! Lebic; sollte nicht etwa bei dem Hinscheiden Deines theuern Freundes, dessen Leichnam ich vor zwei Stunden gesehen habe, Deine Hand mit im Spiele gewesen sein?"

„Mischen wir die Ereignisse nicht durcheinander, sonst verliere ich den Faden der Geschichte; ich werde Ihnen schon Alles der Reihe nach erzählen. Also fahre ich fort: Ich war zu der Erwägung gelangt, daß Surcot und sein Spießgeselle sich einer zu mächtigen Protection erfreuten, als daß ich ganz allein die Sorge und Mühe auf mich nehmen könnte, sie des geraubten Schatzes zu entledigen. Ich bedurfte also dazu eines verläßlichen Burschen, und da wählte ich den in Rede stehenden Charles zum Gefährten. Es wurde zwischen uns ausgemacht, daß wir die Beute redlich mitsammen theilen wollten. Einen Monat nach Abschluß dieses Bündnisses kehrten wir, begleitet von ungefähr dreißig tüchtigen Gesellen, nach Paris zurück."

„Ja wohl, das war die Bande des Scheerenschleifers."

„Ganz richtig. Ich war sofort entschlossen, mich

an Surcot heranzumachen; denn ein Vorgefühl sagte mir, daß er derjenige der beiden Raubgesellen war, bei dem sich der Schatz in Verwahrung befand. Dann trat noch ein Umstand hinzu, der mich in dieser Voraussetzung bestärkte, und dies war seine Heirat. Ah! Surcot war ein Mann, der gar weit in die Ferne schaute. Er hatte sich wohl gesagt, daß die revolutionären Stürme nicht beständig andauern würden; daß eines schönen Tages Diejenigen, welche damals ganz unten waren, vielleicht wieder obenauf sein dürften; daß die ausgeplünderten Leute vielleicht später das ihnen gestohlene Gut zurückverlangen konnten, u. s. w. u. s. w., kurz: daß er seine Maßregeln derart treffen müsse, um in der Zukunft sein Vermögen in Ruhe und Frieden genießen zu können.".

„Das war sehr klug gedacht."

„Also dachte er in folgender Weise: Falls die Adeligen zurückkehren, werden sie mir nichts anhaben, wenn sie erfahren, daß ich ein Mädchen aus adeliger Familie, das ich von der Guillotine gerettet hatte, geheiratet habe, und meine Millionen könnten dann als das Vermögen meiner Frau, welches gleichfalls den revolutionären Gewalten zu entziehen mir gelungen sein mußte, angesehen werden. Hierauf gelang es ihm durch seine Beschützer, ein armes junges Mädchen von sechzehn Jahren aus dem Gefängnisse zu befreien und aus Furcht vor der ihrer in nächster Zeit harrenden Guillotine entschloß sich das unglückliche Fräulein ihn zu heiraten."

„Und wer war denn jenes unglückliche Weib, das

sich entschließen konnte, einen solchen Menschen zu heiraten?“ rief Pierre aus.

Lebic schüttelte spöttisch den Kopf, indem er sagte:

„Sie müssen sich nicht gar zu abfällig über die Dame aussprechen, Herr de Caujol; Sie weniger als jeder Andere.“

„Warum denn?“ fragte der Graf erstaunt.

„Weil jene Dame Ihre Schwester ist, Laurette de Caujol.“

Mit einem Satze fuhr Pierre in die Höhe.

„Das ist nicht möglich,“ rief er; „Labranche hat mir gesagt, daß meine Schwester todt sei.“

Der Riese brach in ein Gelächter aus.

„Ah! ah!“ machte er, „all' Ihr Adeligen hattet vor der Revolution die Manie, Euren Dienstleuten willkürliche Namen beizulegen, wie: Lafleur, Bourguignon, Labranche, Jasmin u. s. w., ohne Euch jemals um deren wirklichen Familiennamen zu bekümmern. Daher kommt es auch, daß Sie nie eine Ahnung davon hatten, wie Ihr Labranche eigentlich hieß; sein richtiger Familienname aber war Surcot.“

Bleich und am ganzen Leibe zitternd hörte de Caujol diese Enthüllungen an.

„Fahre fort!“ befahl er im trockenen Tone.

„Bei ihrer Ankunft in Paris hatte Surcot die beiden unglücklichen Damen denuncirt und einsperren lassen, um ihnen die wenigen armseligen Louisd'ors, welche sie ihm zur Aufbewahrung übergeben hatten, rauben zu können. Dann war es in seinem Interesse, die Tochter zu befreien, welche in ihm nur einen ergebenen Diener sah,

der dieses Mittel gefunden hatte, sie vor der Guillotine zu erretten, und der ihr in besseren Zeiten ihre Freiheit wiedergeben würde."

„Du warst damals bei Surcot?"

„Nein, ich trat erst einen Monat nach seiner Verehelichung bei ihm ein. Damals besaß der Parfumeriehändler noch all' die mächtigen Gönner. Er war also zu wohl beschützt, als daß ich Gewalt gegen ihn hätte gebrauchen dürfen, und wir mußten daher, um ihn berauben zu können, zur List unsere Zuflucht nehmen. Alle die Nächte, während derer wir Nachforschungen anstellen wollten, schläferte ich den Mann und seine Frau ein und gab sodann dem Scheerenschleifer und seinen Gefährten Einlaß in's Haus. Während eines Jahres haben wir das ganze Gebäude in all' seinen Ecken und Winkeln durchsucht. Da er aber mittlerweile leben und die Gefährten erhalten und beschäftigen mußte, begann der Scheerenschleifer Streifzüge in die Umgegend der Stadt zu unternehmen, wo er, um sich zu zerstreuen, den Bauersleuten die Füße gar braten ließ . . . . . aber er trieb diese Zerstreuung so weit, daß er etwas gar zu viel von sich reden machte. Was nun Surcot anlangte, so wagten wir es noch immer nicht, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen, und einen kleinen, von mir entworfenen Plan in Ausführung zu bringen."

„Ah! der Plan war von Dir?"

„Ja freilich . . . . . ich habe von jeher eine erfinderische Phantasie besessen," meinte Lebic mit bescheidener Miene. „Ich fahre also fort: Endlich kam

der Tag, wo der Raubgenosse und alle Beschützer Surcot's auf einmal guillotinirt wurden. Es war auch an dem nämlichen Tage, wo ich das Glück hatte, des guten Fouquier-Tinville, der mir ein so lebhaftes Interesse bewiesen, auf immer beraubt zu werden. Surcot, welcher der Hinrichtung all dieser Männer beigewohnt hatte, kam nach Hause und brachte die Buchstaben der Gefährten des Scheerenschleifers auf dem Rücken seiner Jacke geschrieben mit, ein verabredetes Zeichen, welches mir sagen sollte, daß ich jetzt ohne Gefahr mit dem Parfumeriehändler zu Ende kommen könne. Zwei Stunden später verschied er in den Armen seines Nachbars, des Posamentiers Briquet."

„War dieser Letztere schon damals ein Mitglied der Bande des Scheerenschleifers?" fragte de Caujol.

„Nein, damals war er noch nichts weiter, als ein ehrlicher Posamentier, der falsche Assignaten fabricirte ..... ein Geheimniß, welches wir später entdeckten, und dies zwang ihn, sich unserer Bande anzuschließen. Ich und ein Packträger erhielten den Auftrag, Surcot nach dem Friedhofe von Clamart zu übertragen. Als wir in die Rue Loustalot kamen, hatte der Packträger einen solchen Durst, daß ihm förmlich die Zunge zum Munde heraushing. Wir setzten daher unsere Bahre mit der Leiche auf das Gestelle einer Weinschenke und während ich meinen Kameraden betrunken machte, wechselten die Gefährten die Bahre aus und stellten mir anstatt der unserigen eine solche mit Ziegelsteinen gefüllte hin, welche wir, der Packträger und ich, nach

unserer Erholungsrast in der Schenke nach Clamart trugen. Jetzt werden Sie wohl das Uebrige errathen?“

„Erzähle immerhin weiter, Lebic.“

„Nachdem der Scheerenschleifer Surcot aus jener Lethargie, welche die Aerzte für den Tod gehalten, wieder zum Bewußtsein gebracht hatte, wurde alles Mögliche versucht, ihm sein Geheimniß zu entreißen; Drohungen, Versprechungen, Martern, Alles war vergebens. Wir begannen von Neuem und jetzt mit größerer Muße das Haus zu durchsuchen; wir rissen Mauern ein, und bauten sie wieder auf und Alles ohne Resultat, weil wir dabei beharrten, den Schatz dort zu suchen, wo er sich nicht befand ..... ohne jedoch eine Ahnung davon zu haben, daß wir, gerade dadurch, weil wir gar zu pfiffig sein wollten, wie die vollkommenen Tölpel handelten.“

„Inwiefern?“

„Als wir Surcot in die Keller des an das seinige stoßenden Hauses transportirten, wendeten wir jede mögliche List an, ihn glauben zu machen, daß er mindestens zwanzig Wegstunden weit von Paris entfernt sei.“

„Donnerwetter! habe doch ich selbst, der ich die nämliche Reise machte, es auch geglaubt.“

„Wenn er sich nicht eingebildet hätte, so fern von hier zu sein; wenn er im Gegentheil gewußt haben würde, daß er sich in den Kellern Briquet's befinde, würde sich der Parfumeriehändler gewiß durch seine Angst verrathen haben.“

„Wieso hat er aber die Räumlichkeiten nicht wiedererkannt.“

„Zunächst darum, weil sein Kerker sich in den Kellern des Mouton-Noir befand, welche mit diesem hier verbunden sind, und dann weil die beiden Keller Briquet's, in denen er seinen Schatz vergraben hatte, durch die Teppiche, Meubles und Vorhänge gänzlich verändert schienen; denn diese Räumlichkeiten, welche Sie während elf Monaten bewohnt haben, waren früher, ehe er Poussette kannte, die Wohnung des Scheerenschleifers gewesen."

„Und wieso hast Du den Schatz entdeckt; denn wie ich wohl mit Recht vermuthe, bist Du es ja gewesen, der ihn gehoben hat?"

„Ganz richtig!" rief der glückliche Lebic. „Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, waren Sie selbst es, der es mir verrieth, als Sie am Tage nach dem Ereignisse im Backofen neben meinem Bette, in dem Glauben, daß ich noch schlafe, mit Ihrem Freunde ganz laut sprachen. Sie erzählten ihm von Ihrem Besuche bei der Witwe Briquet. Als Sie jenen Umstand von der vorübergehenden Miethe der Keller des Posamentiers durch Surcot berichteten, so war dies für mich eine plötzliche Offenbarung, und ich sagte mir sogleich: dort muß er den Mammon vergraben haben."

„Und ich sehe, daß Du Dich nicht getäuscht hattest."

„Ebenso hat auch der Scheerenschleifer, als er seinerseits hieher kam, die Sperlinge ausgeflogen gefunden."

„Er hatte also endlich Surcot dennoch zum Sprechen gebracht?"

„Wir hatten in dem Herzen des alten Tropfes einen fürchterlichen Haß gegen sein Weib geweckt, indem wir ihm weiß gemacht, sie habe sich seiner entledigen wollen, um mit einem Geliebten leben zu können, neben welchem wir sie ihm dann schlafend zeigten. Der Alte phantasirte nun Tag und Nacht nur von seiner Rache, und man bot ihm an, ihn frei zu lassen, damit er sich rächen könne, wenn er sein Geheimniß ausliefern würde; aber er widerstand noch immer. Damals war es, als Sie dem Scheerenschleifer seine Poussette raubten. Der Wunsch, dieses Weib zurückzubekommen, machte ihn erfinderisch, und er dachte solche Martern für Surcot aus, daß der Alte, welcher fühlte, er werde in solcher Weise nicht nur sein Geld, sondern auch seine Rache und sein Leben einbüßen, sich endlich entschloß, wenigstens etwas zu retten, indem er, um sein Leben und die Rache zu behalten, die Millionen opferte. Der Scheerenschleifer war rasch genug voll Hast und Gier zur Stelle; aber anstatt der ersehnten Millionen fand er seinen guten Freund Lebic hier, der ihn erwartete, um eine kleine Rechnung mit ihm zu ordnen."

„Du hast ihn in schöner Münze beglichen."

„Sie müssen aber selbst gestehen, daß, wenn ich nicht ein etwas pfiffiger Junge wäre, ich mich meines Antheils der Millionen, welchen der verliebte Tölpel, um seine Poussette wiederzubekommen, Ihnen ausliefern wollte, beraubt sehen würde. Der Dummkopf machte es gerade so wie Sie. Kaum war er hier hereingetreten, so fiel er in eine der Gruben; aber in dem Augenblicke, wo er sich aufrichtete, war er bereits

gebunden, geknebelt und auf meine Schultern geladen. Ich trug ihn hierauf in das Haus seiner Schönen, wo ich ihn unter dem Bette des armen Mädchens derart befestigte, daß er weder sich rühren noch schreien konnte. Ich hatte auch geschickt, um die Schauspielerin mit Hilfe eines Billets, in welchem ich die Schrift Ihres Freundes Yvon nachahmte, aus dem Versteck der Madame Surcot holen zu lassen. Als die Kleine hier anlangte, erzählte ich ihr von A bis Z, was ihr Leander für ein Mensch war, während er Alles mit anhörte; aber weder ein Glied rühren noch einen Laut von sich geben konnte. Sodann verließ ich die Beiden, mit einer leisen Ahnung dessen, was sich weiters dort ergeben dürfte."

„Poussette hat sich mit Kohlendampf das Leben genommen."

„Und der Scheerenschleifer hat die gute Gelegenheit benützt; es muß ihm viel Annehmlichkeit bereitet haben, dem lieben Freunde," sagte der Riese lächelnd.

„Sein Tod wird die Auflösung seiner Bande zur Folge haben."

„Bah! . . . . . da er todt ist, wird ein Anderer an seine Stelle treten und seinen Namen führen."

„Du vielleicht?"

Lebic riß erstaunt die Augen weit auf.

„Warum sollte ich das thun?" meinte er. „Jetzt, wo ich die Millionen habe, bleibt mir sonst nichts übrig, als mir den Titel eines rechtschaffenen Menschen zu erwerben. Und sehen Sie, ich fürchte so sehr, mich bei dieser

neuen Beschäftigung zu langweilen, daß mir ein Gedanke gekommen ist.“

„Und dieser wäre?“

„Ihr Freund Yvon ist ein durchtriebener Kerl, der den Lebic vollständig hinter's Licht zu führen vermochte. Sie sehen mir auch wie ein Mann aus, der gerade nicht auf den Kopf gefallen ist. Kurz: Ihr gefallt mir Beide. Ihr hättet mich umbringen können und habt es nicht gethan ..... Ich vergesse weder das Böse noch das Gute. Meine ehemalige Patronin war gut gegen mich; sie ist Ihre Schwester und der Andere liebt sie ..... Reisen Sie glücklich; ich werde den Surcot überwachen.“

Hierauf hatte der Riese sich entfernen wollen.

„Noch ein Wort, Lebic!“

„Sprechen Sie.“

„In dem Briefe, welchen ich bei dem Scheerenschleifer gefunden habe, ist die Rede von einem Weibe, dem er seine Freiheit wiedergiebt. Was war das für ein Vertrag, der Fräulein Helene de Valleran an jenen Banditen fesselte?“

„Herr de Caujol,“ entgegnete Lebic ernst, „selbst die Spitzbuben besitzen eine gewisse Ehrlichkeit. Jene Frau hat redlich die Bedingungen erfüllt, welche man ihr für die Bewahrung ihres Geheimnisses auferlegt hat. Ich besitze daher auch nicht das Recht Ihre Frage zu beantworten.“

„Aber weißt Du wenigstens, was aus ihr geworden ist?“

„Sie muß gestern sammt ihrem Kind Paris verlassen haben."

„Ihr Kind?" rief de Caujol aus.

„Ja ein reizendes kleines Mädchen von fünf Monaten."

„Von fünf Monaten?" wiederholte der Graf, in dessen Gedächtniß die Erinnerung an ein gewisses Datum erwachte.

Und während des Erstaunens, in welches ihn diese Nachricht versetzte, bemerkte er gar nicht, daß Lebic ihn verließ.

„Fünf Monate!" murmelte er vor sich hin.

Und dann vor Freude erbebend, rief er aus:

„Ich bin Vater!"

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Das war es, was, mit Ausnahme der Helenen betreffenden Einzelheiten, de Caujol seinem Freunde während ihres nächtlichen Rittes auf der Flucht aus Paris erzählte.

Es war die dritte Morgenstunde:

Zur selben Zeit fragte Buonaparte, endlich der ungeheuern Menschenmenge, welche seit seiner Rückkehr aus Saint-Cloud sein Haus in der Rue de Victoire förmlich belagert hatte, entledigt, seinen Secretär Bourienne:

„Wie mir scheint, habe ich heute in den beiden Vertretungskörpern recht dummes Zeug gesprochen?"

„O! ja!! General."

„Setze mir doch bis morgen Früh für den „Moniteur" eine recht hochtrabende Rede auf, welche ich dem Berichte nach gehalten haben muß. Und jetzt wollen wir schlafen gehen."

Und sich zu seiner Frau wendend, fügte der in seinem Ehrgeize Triumphirende hinzu:

„Josephine, morgen Nacht werden wir endlich im Luxembourg schlafen!!!"

Ende.

Was mit all den in dieser Geschichte mitwirkenden Persönlichkeiten weiter geschehen, werden wir dem freundlichen Leser vielleicht einmal in einem andern Romane mittheilen.